Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

23. Jahrgang. Elkhart, Ind., 4. Juni 1902. No. 23.

Aus

Mennonitischen Kreisen

Bemerkungen.

In No. 16 der „Rundschau" auf Seite 1, lesen wir einen erbaulichen Artikel über „Erste Auferstehung", welcher auch mit vielen Schriftstellen belegt, und wie ich auch glaube, zur christlichen Erbauung geschrieben ist, obzwar der Ansicht des Schreibers widersprochen wird, nämlich in No. 19 des oben genannten Blattes. Erfreulich ist, daß beide oben genannten Schreiber wünschen, mit „Christus zu regieren" Meine Bitte ist auch, daß wir alle möchten mit Christo und Gott regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich wünsche einige Bemerkuugen über des letzten Schreibers Ansicht über Offb. 20 zu machen. Nun legen viele geistlich Gesinnte es so aus, daß jetzt nur noch das Kommen des großen Gottes zum Gericht uns bevorsteht, etliche glauben gar, daß der Teufel jetzt gebunden ist.

Ja, wir glauben, daß der Teufel jetzt schon gebunden ist, weil ihm durch das Kommen Jesu Christi alle Gewalt genommen ist und daß durch sein Leiden und Sterben am Kreuze alle Menschen freien Zugang erlangt haben. Ueber alle, die von neuem geboren sind, hat der Teufel keine Macht; aber er ist listig, und, wie Petrus sagt, geht er um uns her wie ein Löwe und sucht welchen er verschlinge.

Merke, lieber Leser! Petrus verheißt ihm keine Macht oder Kraft, um zu verschlingen, aber er ermahnt und sagt: „Dem widerstehet fest im Glauben." Wie wir auch deutlich sehen, nach Offb. 2, 2, daß der Satan gebunden ist, nämlich „tausend Jahre", das ist eine gemessene Zeit von Christi Versöhnungstod am Stamme des Kreuzes bis auf seine Wiederkunft um Gericht zu halten. Jesus sagte: „Es gebührt euch nicht zu wissen die Zeit oder Stunde, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat", Apstg. 1, 7 und „Von dem Tage und der Stunde aber weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, sondern allein mein Vater." Matth. 24—36. So lassen wir auch gerne zu, daß der Teufel darnach wird los sein eine kleine Zeit, um zu versammeln, die er verführt hat. Offb. 20, 8. Und in Vers 4 sahe Johannes „Stühle und sie setzten sich darauf." Das redet er wohl von den Gemeinden Gottes, welche regierten mit Christo tausend Jahre. So kann auch jede Gemeinde Gottes die Kraft Christi verspüren, wie Christus verheißen hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Matth. 28, 20, und Matth. 18, 19. 20: „Nicht persönlich, sondern mit seinem Geist will er in unserer Mitte sein.

E. Schwarzendruber.

Unsere Reise nach Amerika.

Von Abraham Harder, Rußland.

„Ich habe genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt, ich will hin und ihn sehen ehe ich sterbe."

So sprach der Altvater Jakob, als er erfuhr, daß sein Sohn Joseph noch lebte und machte sich auch gleich auf den Weg um seinen innern Herzenswunsch zu erfüllen. So einen Herzenswunsch hatte auch unsere liebe Mutter in Amerika. Auch sie wünschte noch einmal, vor ihrem Sterben, ihre in Rußland zurückgebliebene Tochter zu sehen. Sie selbst konnte ihres hohen Alters wegen schwerlich diese sehr lange Reise unternehmen. Es lag also auf der Hand, daß es an uns war, Schritte zu thun, wenn es ein Wiedersehen geben sollte. Obgleich das kindliche Pflichtgefühl uns dazu auch ernst und dringend genug mahnte und obgleich auch ein Wille dazu vorhanden war, so lag doch dieses große Unternehmen wie ein großer Berg vor uns, denn es galt Glauben zu übersteigen. Es waren nicht nur die Strapazen der Reise, oder die großen Geldkosten derselben allein, die hier eine große Rolle spielten, sondern es war besonders der Umstand schwer, weil es galt zu Hause von den Kindern sich loszureißen, die der so notwendigen Beaufsichtigung eine Zeitlang entbehren sollten. Wir machten uns diese Sache zur Gebetssache und fleheten: Herr, ist es dein Wille, daß wir gehen sollen, so richte deinen Weg vor uns her (Ps. 5, 9), wenn aber dein Angesicht nicht mit uns gehet, so führe uns nicht von dannen. — Nach vielem Beten klärte der Herr das Dunkel und gab uns solche klare Beweise seines Willens in dieser Sache, daß wir uns mutig entschlossen diese Reise im Vertrauen auf ihn anzutreten. —

Nachdem wir am 3. Okt. ein kleines Abschiedsfest im Kreise unserer l. Kinder und l. Freunde und Nachbarn gehalten hatten, fuhren wir mit vielen Segenswünschen begleitet den 4. Oktober 1901 (alten Stils) von Hause ab, daß der Abschied nicht leicht war, wird uns jeder wohl glauben; doch der Herr half uns den Trennungsschmerz überwinden. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten auch noch unsere Tochter Agnes, die wir mitnahmen um in Amerika im Bethel Kollege sich zur Missionsarbeit vorzubereiten, und die Amerikaner David Voths, welche wir auf der Station Prischipp trafen. Von hier bekamen wir nur Billets bis Alexandrowsk, wo wir zwölf Stunden warten mußten, weil die Züge, der heimgehenden Arbeiter halber, überfüllt waren. Am 6. erhielten wir Billets und konnten auch unser Gepäck bis zur Grenze aufgeben. Des Abends kamen wir bis Charkow, von wo wir nach zwei Stunden Aufenthalt wieder weiter nach Woroschba fuhren. Als wir in Charkow eben eingestiegen waren, mußten wir unsere Billets auf Quittung abgeben; doch am folgenden Tage bekamen wir sie wieder zurück.

Am 7. Okt., 9 Uhr morgens, erreichten wir Woroschba. Es ist hier ein lebhafter Verkehr. Halb 12 Uhr vormittags ging es wieder weiter und wir kamen um 2 Uhr nach Bachmatsch und mußten bis 6 Uhr abends auf den Zug warten. Von hier fuhren wir mit einem Eisenbahnzuge 1½ Werst zu einer andern Station, die auch Bachmatsch heißt und zur Bahn gehört, die von Krementschuck nach Wilaika führt.

Am 8. Oktober, 12 Uhr morgens, ging der Zug wieder fort, der russischen Grenze zu. Als wir in die Gegend kamen, wo sich die Stadt Minsk befindet, wurden die Wälder immer mehr in reicherem Umfang sichtbar. Herrliche Birken- und Tannenwälder verschönern die Gegend. Das Land scheint nicht sehr zum Ackerbau geeignet zu sein, oder die Ackerleute sind mit ihrer Kultur noch nicht genug vorgeschritten, welches man auch wohl aus den Bauten schließen dürfte. Acht Uhr abends kamen wir nach Wilna und erfuhren, daß es wieder galt bis zum folgenden Tage 10 Uhr morgens zu warten, weshalb wir in einem Hotel nächtigten.

Am 9. Oktober 10 Uhr morgens ging der Zug ab. Wir erreichten 6 Uhr abends die Grenze bei Wirrballen. Unser Gepäck brachte man in einen andern Waggon, der an der Grenze stehen blieb und an einem andern Zuge angehängt, über die Grenze nach Eidkuhnen gebracht wurde. In Wirrballen untersuchte man unsere Pässe, die wir aber bald wieder erhielten. Wir wurden auf dem Zuge, eine Strecke vor der Grenze, mit einem lieben Bruder, Prediger Rudolf Wiehler, Kraffohlsdorf bei Elbing, bekannt, der von Rußland kam, und den wir recht lieb gewonnen haben. Weil wir in Eidkuhnen Schiffsbillets kauften, so war er in dieser Zeit, ohne von uns Abschied nehmen zu können, abgefahren. Es war ihm leid gewesen, und auch uns, daß wir uns nicht noch Lebewohl hatten sagen können. Sollten dem l. Bruder diese Zeilen noch zu Gesicht kommen, so sei er hiermit noch herzlich gegrüßt. Es thut so wohl, wenn man unter lauter fremden Leuten einen Glaubensbruder trifft, mit dem man sich so von Herzen verbunden fühlt. Um 8 Uhr fuhren wir über die Grenze in Deutschland ein. Besondere Gefühle überkamen mich, als ich mit einem Mal alle Beamte und alle andern Deutschsprecher hörte und mir sagen mußte: dies ist das Land deiner Voreltern, hier sind deine Großeltern und hier ist deine Mutter geboren. — Die Sachen wurden in Eidkuhnen im Zollhause zusammengetragen und da sagte ein Beamter: „Fertigt die Leute ab." Da stand einer mit einer Tasche kleiner Karten und klebte auf jedes Gepäck und auf jeden Koffer eine hinauf und wir waren entlassen. Man sagte uns auch, daß wir deshalb hier so leicht davon kämen, weil wir hier Schiffskarten nahmen.

Um 11 Uhr nachts ging der Zug fort nach Berlin, wo wir am andern Tage, den 10. Oktober (n. St. 23. Okt)., 6 Uhr abends ankamen. Am 24. (n. St.) sahen wir uns die

Stadt an: die kaiserlichen Schlösser, Bismarcks Denkmal, die Siegessäule und den zoologischen Garten. Halb 5 Uhr abends reisten wir von Berlin ab nach Bremen und kamen 11 Uhr nachts an. Am 25. verweilten wir in Bremen und am 26., 8 Uhr 40 Minuten morgens, fuhren wir von Bremen per Eisenbahn nach Bremerhafen, kamen 10 Uhr vormittags daselbst an und gleich ging es aufs Schiff, Namens Kassel. Um 11 Uhr ging dieses große Haus ab nach New York. Ich und Freund David Voth hatten die Kajüte No. 25 und meine liebe Frau und Frau Voth und die Agnes No. 5 bekommen. Daß der Herr uns glücklich hinüberbringen würde, das war unsere feste Hoffnung.

Sonntag, den 27. sind wir, Gott sei Dank, alle frisch, gesund und froh aufgewacht, ohne von der Seekrankheit berührt worden zu sein und haben mit gutem Appetit gefrühstückt; dann gingen wir aufs Verdeck, wo wir uns eine Zeitlang aufhielten. Um 3 Uhr kamen wir aus der Nordsee und passierten den englischen Kanal.

Montag, den 28., fuhren wir in den Ozean. Dienstag, den 29., war großer Sturm, und wir wurden alle seekrank. Mittwoch, den 30. Okt., hatte der Sturm nachgelassen; doch waren wir alle krank. Donnerstag, den 31., starker Wind. Freitag, den 1. November, etwas Wind. Wir sind gestern 303 Seemeilen gefahren. Eine Seemeile ist gleich 1¾ Werst. Vier Seemeilen gleich einer deutschen Meile. Der Ozean mit der Nordsee ist 3600 Seemeilen breit.

Sonnabend, den 2. Nov., war ein schöner Tag, wir hatten viel auf dem Verdeck verweilt und uns war ziemlich wohl, außer Agnes, die hatte noch an der Seekrankheit zu leiden.

Sonntag, den 3., war ein schöner Morgen, recht zur Andacht und zum Lobe bestimmt. Mit Bewilligung des Kapitäns predigte ich im Speisesaal über Röm. 8, 31. 32. Es waren recht viele andächtige Zuhörer zugegen, und der Herr gab uns Gnade dazu. Ich forderte einen katholischen Prediger auf und bat ihn, daß er predigen möchte. Er lehnte es aber ab und wies auf das gottvergessene und gottlose Leben hin und sagte: „Sie spotten, bis ihnen das Wasser zum Munde geht.“ Doch ich muß auch sagen, daß es nicht leicht ist in solcher gemischten Versammlung zu predigen, und daß auch ich durch viel Gebet den Mut und die Kraft vom Herrn erhalten habe.

Montag, den 4., hatten wir starken Wind, das Schiff schaukelte sehr. Gegen Abend, besonders in der Nacht hatten wir solchen Sturm, daß in der Kabine alles hin- und herflog. Die Koffer und Stühle wurden hin- und hergeschleudert. Da betete man mit Inbrunst: „Herr hilf uns, wir sind dein!“

Dienstag, den 5., etwas ruhigeres Wetter, doch aber starker Wind. Der Zahlmeister sagte am Mittagstisch, daß der Sturm uns sieben Stunden verschlagen hätte.

Mittwoch, den 6., schönes Wetter, ich war schon früh auf dem Verdeck. Meine l. Frau war etwas leidend und hat nicht gefrühstückt, kam aber hernach aufs Verdeck.

(Fortsetzung folgt.)

Vereinigte Staaten.

Oklahoma.

Anvil, den 19. Mai 1902. Werter Editor! Ich muß Ihnen die traurige Nachricht zukommen lassen, daß unser lieber Vater, August Biermann, aus dieser Zeit in die Ewigkeit eingegangen ist. Er wurde geboren in Preußen (Deutschland) im Jahre 1831, am 12. Feb. und starb am 8. Mai 1902, wurde somit 71 Jahre, 2 Monate und 26 Tage alt. Er verheiratete sich mit Katharina Nutkofski in Rußland, und entsprossen dieser Ehe 6 Kinder, wovon noch 3 Söhne und 1 Tochter leben. Die Gattin fühlt mit dem jüngsten Sohn den Verlust hart. Er war seiner Gattin behilflich in allem, er war in aller Arbeit unermüdlich, trotzdem er nur noch schwach gehen konnte. Er klagte schon 3 Jahre über Atembeschwerden und Husten, konnte aber immer noch auf sein, bis auf die letzten 14 Tage. Er sehnte sich sehr nach seiner Auflösung und wußte längere Zeit vor seinem Tode den Tag, an dem er sterben werde, was auch eintraf. Er starb im vollen Vertrauen zu Gott und wünschte alle die Seinen zu treffen bei der Auferstehung der Gerechten.

Mit Gruß an den Editor und alle Rundschauleser

Heinrich Biermann.

Windom, den 26. Mai 1902. Herzlichen Gruß an alle Rundschauleser und den werten Editor!

Herrliches Wetter ist es jetzt in Kansas. Nach der großen Dürre waren schöne Regen, welche die ganze Natur wie neu belebten. Der Herr hat wiederum seine Wunder in der Veränderung der Natur uns sehen lassen.

Am 19. Mai war in der Kr. M. Br. G. Tauffest, drei Seelen hatten sich entschlossen Jesu Nachfolger zu werden. Wenn sich einige Seelen so aufmachen dem Herrn zu folgen, das ist für die Gläubigen auch immer wie ein erfrischender Regen und macht sie wieder mutiger und froher gestimmt. So wie es die Gläubigen froh stimmt, wenn sich Seelen dem Herrn ergeben, so thut sich eine andere Stimmung kund, wenn so ein Mitpilger und Streiter aus der Mitte scheidet.

Jakob Kornelsen, Hillsboro, Kansas, starb am 14. Mai 1902, nach einer 7wöchentlichen schweren Krankheit. Er ist alt geworden 53 J. 7 M. 23 T. Er hinterläßt eine tieftrauernde Witwe und drei Töchter, wovon zwei verheiratet sind. Dieses lassen wir wissen allen Verwandten und Freunden in Amerika und Rußland. Er starb im Glauben an seinen Erlöser, dem er schon viele Jahre treu gedient. Einige seiner letzten Worte waren: er freue sich, daß sein Name im Himmel angeschrieben sei.

In einer frühern Nummer der „Rundschau“ frägt Vetter Jakob Wiens, Sibirien, Rußl., nach den zwei Söhnen von Abr. Wiens, Schönau, Rußl., welche nach Amerika gingen. Ich bin einer von denen und wohne in Kansas; mein Bruder Abr. wohnt in Texas. Wir würden gerne etwas lesen, wie es Euch dort in Sibirien geht.

Herzlich grüßend

Johann A. Wiens.

Inman, den 26. Mai 1902. Wünsche zuvor Editor und Lesern Gottes reichen Segen und schöne Gesundheit!

Möchte hiermit einen kleinen Bericht in die Spalten der „Rundschau“ schieben lassen, um den vielen und zerstreut wohnenden nahen Anverwandten mitzuteilen, daß unsere liebe Tante, Frau Heinrich Harder (geb. Maria Holzrichter) nicht mehr unter uns weilt. Ich glaubte es würde ein dazu mehr Befähigter schreiben, aber weil es bis jetzt noch keiner (außer einer kurzen Notiz, welche den Anverwandten nicht genug bietet) gethan, so will ich, wenn auch etwas spät, doch noch ein wenig nähere Auskunft geben. Die liebe Tante hat mehrere Jahre viel an Gliederreißen gelitten, hauptsächlich an Händen und Füßen, welche dadurch auch ziemlich verkrüppelt waren; auch mußte sie viel husten. Weihnachten war sie auch bei den Eltern, wo denn auch etliche von meinen Geschwistern sie das letzte Mal gesehen und mit ihr gesprochen haben, denn von Neujahr nahm die Krankheit mehr und mehr zu. Auch der Husten mehrte sich und die Wassersucht kam noch dazu. So hat sie die letzten drei Wochen sitzend zubringen müssen. Die Luft war ihr ihr auch so sehr knapp, aber sie sagte, sie könne nicht dankbar genug für die Gnade sein, daß sie nicht sonderliche Schmerzen habe. Zwar sahen wir alle, und sie selbst sagte es auch, daß es mit ihr rasch dem Ende zugehe, welchem sie denn auch getrost und voll Zuversicht entgegensah. Doch kam ihr Ende noch fast unverhofft. Sonntag, den 16. März, nachmittags ging sie zur ewigen Ruhe ein, wo kein Leid noch Schmerz mehr sein wird. Der Herr hat ihr ein sanftes Ende beschert. Bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein und ohne merkliche Veränderung, war sie plötzlich zusammengesunken, als falle sie in Ohnmacht. Das Herz hatte aufgehört zu schlagen, die Seele war entflohen. Ihr Alter hat sie gebracht auf 68 J. 7 M. 5 T. Mittwoch, den 19., wurde die Leiche auf dem Hoffnungsauer Friedhofe zur letzten Ruhe gebettet.

Der l. Onkel ist gesund und führt seine Wirtschaft (die sie schon nicht sehr groß hatten) noch so fort. Wie lange, weiß ich nicht; er spricht von Verkaufen. Witwe L. Warkentin, die vorigen Sommer bei ihnen in die Sommerstube zog, und ihnen in der Zeit eine große Hilfe gewesen ist, besorgt die häusliche Arbeit. (Zur näheren Erklärung:) Sie ist Witwe B. Warkentin, früher Lichtenau, mit ihrer blinden Tochter, Justina, erfreuen sich gegenwärtig einer schönen Gesundheit.

Von meinen l. Eltern kann ich nicht gute Gesundheit melden, der Vater ist nicht gerade krank, aber auch schon sehr gebrechlich; die Mutter ist schon seit vorigen Sommer sehr kränklich gewesen, im Winter eine Zeitlang sogar sehr schlecht. Mit der Zeit besserte es langsam, ist jetzt wohl viel besser, aber sie ist fast zu jeglicher Arbeit und zu rascher Bewegung unfähig, und das Sehen ist auch sehr schlecht. Lesen kann sie nicht mehr. Wir in unserer Familie, die Geschwister und deren Familien sind alle so ziemlich gesund und wohl.

Nun habe ich Euch allen, Ihr so nahen Verwandten, etwas von uns hier mitgeteilt; will denn abbrechen, sonst wirds gar zu lang, (Hat nichts zu sagen! — Ed.) aber mit der Bitte um Nachricht von dort. Wie wir gehört, soll Onkel David Harder auch gestorben sein. Hätten gerne nähere Auskunft über seine Krankheit, auch über ihre Verhältnisse. Da ich nicht jeden einzeln namhaft machen kann, und wir auch nicht wissen, wo Ihr alle wohnt, so bitte ich, nehmt diese Zeilen als einen Gruß aus weiter Ferne. Ich möchte gerne mit dem einen oder andern in brieflichen Verkehr treten, um von Euch allen was zu erfahren. Und Du l. Vetter, Peter Harder, habe schon lange auf einen Brief gewartet, oder hat meiner vom Januar seinen Weg verfehlt?

Nun noch ein wenig zu Euch, Ihr lieben Geschwister und Verwandten meines Mannes, samt Euren Angehörigen. Berichte noch, daß auch Geschwister Sal. Edigers samt Kindern und Familien gesund und wohl sind.

Herzlich grüßend bleiben wir in Liebe Eure Geschwister und Freunde,

Maria und Peter Ediger.

Unsere Adresse ist:
Peter S. Ediger,
Inman, McPherson Co., Kansas.

Nebraska.

Henderson, den 26. Mai 1902. Werte „Rundschau"! In vergangener Woche haben wir sehr viel Regen gehabt, fast jeden Tag und Nacht zwei bis drei Schauer; mehrere Arbeiten wurden dadurch versäumt, und das Unkraut in den Gärten gewinnt einen bedeutenden Vorsprung. Heute war es hell, aber besonders kühl.

Frl. Tina Wall, die sich längere Zeit in Kansas aufgehalten, ist wieder hier und macht Henderson auf unbestimmte Zeit zu ihrer Heimat.

Johann P. Regier legte einmal Säge und Hammer hin und machte eine Geschäftsreise nach Lincoln und Weeping Water, wo er sich eine halbe Woche aufgehalten und sich bei dieser Gelegenheit einen Kornschredder gekauft hat.

Gerhard Friesen, seit Jahren ein Kaufmann in Colorado, hat das Geschäft mal an den Nagel gehängt. Er ist mit Familie und einigen Sachen per Schooner hergekommen und will sich der ehrenwerten Farmerei widmen. Bei alledem schielt er mit einem Auge nach Saskatchewan.

Zu der heute tagenden 6. Nebraska Lehrer-Konferenz sind von Jausen, Neb., mehrere Lehrer und Schulfreunde eingetroffen. Das Programm führte auch den Namen Peter Janzen, für eine Ansprache, aber leider war es Freund Janzen nicht möglich zu erscheinen. Die Konferenz wurde in der Peterskirche abgehalten, wo gestern abend schon zu einem vollen Hause von Br. Penner ein gediegener Vortrag über Erziehung geliefert wurde. Das Unternehmen findet soweit regen Anteil; ich hoffe der Sekretär wird einen vollständigen Bericht einsenden.

Korr.

Washington.

Menno, Adams Co., den 21. Mai 1902. Werte „Rundschau"! Einen herzlichen Gruß der Liebe an alle Freunde, Verwandte, Bekannte, Vater und Geschwister.

Früher, als meine Schwester Helena noch beim Vater war, bekam ich noch öfters Nachricht vom Vater; doch da Vater das Schreiben schon längst verlernt hat und wir Geschwister alle weit zerstreut wohnen in der ganzen Welt, so bekommt man nichts mehr zu hören. Der Vater will von seinem alten Heim nicht lassen, sonst könnte er bei seinen Kindern sein, ich nähme ihn gerne her. Lieber Onkel Peter Esau, habt Ihr meinen Brief im Dezember erhalten? Vielleicht berichtet mir jemand, ob mein Bruder, Abraham Koop, noch auf Orenburg im Dorfe Romannofska wohnt, oder wo er sich aufhält und wie es ihm geht, Schwester Helena verehelicht mit Jakob Dick, Alte Kolonie, habt Ihr meinen Brief erhalten? Die Adresse war sehr lang und ganz russisch; ist das wirklich nötig, so dumm sind die Russen doch nicht, daß sie nichts anderes lesen können als ihre eigene Schrift. Lebt mein Bruder Peter noch? als ich seinen letzten Brief bekam, diente er als Gärtner auf Tatschenack, bei Johann Cornnis. Ferner möchte ich wissen, wie es Onkel Jakob Koop's Hinterbliebenen geht. Als der Onkel starb, soll er auf Gesiken, im Dorfe Nikolaifeld gewohnt haben. Wohnt die Tante noch da? Lieber Vetter Abraham Koop auf Memrick, berichte mir von Deiner Stiefmutter so viel Du weißt und von Deinem Befinden auch, ebenso über Onkel Heinrich Koop daselbst, wenn der Onkel es selber nicht thut. Lieber Vetter Abraham Koop von Turkestan: berichte auch mal etwas in der „Rundschau" Auch meiner l. Frau Freundschaft möchte mal etwas von sich hören lassen. Meine Frau ist eine geborene Helena Enns von Schönhorst; Alte Kolonie. Wie geht es Euch, lieber Onkel Abraham Koop, Lichtenau? berichte mal etwas von Eurem Befinden, auch wie es meinem lieben Vater und allen meinen Schulbrüdern daselbst geht.

Freund Hermann Hamm, mein letzter Brodherr, und Onkel und Tante Wiebe, berichtet mir mal was von Eurem Befinden. Ich bin sehr neugierig etwas von Nikolai Wiebe zu erfahren, wie es ihm geht; er ist doch schon seit Jahren Missionar und man hört sehr selten etwas von ihm, er möchte mal von seiner ganzen Wirksamkeit berichten. Es scheint, Nikolai hat beinahe vergessen, daß wir Schulbrüder sind und dicht beieinander saßen in der Schule; wünsche ihm Gottes reichen Segen. Freund Hamm möchte mir öfters von meinem alten Vater etwas berichten, weil meine Geschwister weg von ihm sind, und ihn nur selten besuchen. Ich möchte öfters von ihm Nachricht haben, denn er geht doch bald heim. Habe auch noch viele werte Freunde auf Sagradofka, laßt doch alle von Euch hören, wie es Euch geht.

Ich fühle noch so, als wenn ich dem lieben Freund Johann Quiring, Lamberton, noch was schuldig bin, ich habe es noch nicht vergessen. So viel ich weiß, ist Oregon die Heimat des wilden Hafers, ich glaube er ist dort noch besser als in Minnesota, so sagen wenigstens die Oregoner. Er soll auch bei Walla Walla, so 85 Meilen von hier südlich, sein. Den Hederich habe ich hier noch nicht bemerkt, aber hier wächst, was man in Rußland Säuenkohl nannte; das Vieh frißt den sehr gerne, die Schweine überhaupt. Das Klima und die Erde ist hier viel besser; wir haben es wohl lange kühl im Frühjahr, aber wenn man das erst gewöhnt ist; ist es einem gesund. Wenn's dann im Mai 20 Grad warm wird, das kommt den Leuten schon heiß vor. Ohm Johann Quiring, bitte alle zu grüßen, die Ihr treffen mögt.

Alle herzlich grüßend verbleiben wir

David u. Helena Koop.

Canada.

Manitoba.

Reinland, den 19. Mai 1902. Der Frühling ist wieder eingezogen. Die Saatzeit ist immer noch nicht beendigt. Infolge des vielen Regens ist es stellenweise so naß, daß die Farmer ihr Land noch müssen liegen lassen, um späterhin Flachs zu säen. Auch jetzt die Feiertage über, hat's noch wieder tüchtig geregnet.

Die Mücken haben sich auch wieder in unzähligen Schwärmen eingefunden, und beläftigen Menschen und Tiere.

Die junge Saat, welche schon früher gesäet worden, steht sehr üppig und verspricht eine reiche Ernte. Auch Heu wird's hoffentlich wieder im Ueberfluß geben.

Der Gesundheitszustand ist hier der denkbar beste zu nennen.

Heute zeigte das Thermometer schon 21 Grad Wärme, Reaumur.

J. J. L.

Canada.

Saskatchewan.

Rosthern, den 16. Mai 1902. Mein teurer alter Jugendfreund Jacob Ens aus Tiegenhof in Rußland, vergißt mich nicht. Es freut mich auch sehr und versetzt mich oft in die Zeit zurück wie ich in Tiegenhagen mit den „Jungens" zusammen war, aber auch mit den „Alten." Ich bekam da Freunde, jung und alt. Sehr oft denke ich an sie; auch an zwei Kousinchens in Orloff muß ich oft denken, die machten mir zum Andenken einen dort gebräuchlichen Tabaksbeutel, den ich noch wohlbehalten aufbewahrt habe, wie auch viele andere „Souvenirs", die ich damals, vor 36 Jahren, zur Erinnerung erhielt. Wo mögen alle diese Freunde und Freundinnen sein? Möchte mal was von ihnen hören. Wenn ich das große Los gewänne, wie die Kanzleirätin in „Mammon", würde ich höchst wahrscheinlich alle Freunde — soviel wie möglich — besuchen; natürlich auch meine alte Heimat, denn auch da habe ich viele liebende Herzen. Lieber Ens, vielleicht kannst Du mir über viele dieser Freunde etwas berichten. In Deinem letzten „Rdsch."-Bericht erwähnst Du meinen Namen, wirst seitdem aber wohl etwas von mir gelesen haben. Kannst Du mir Pläne oder Karten von den Mennoniten-Kolonien zukommen lassen? Ich reise mit den Gedanken recht oft durch alle Mennoniten-Kolonien, die mir bekannt sind.*) Es fehlt uns Mennoniten doch noch viel mennonitisch — geschichtlich — geographische Litteratur. Es ist schade, daß die „Mennonitische (Verlags)-Bekanntmachungs-Gesellschaft," — Mennonite Publ. Co., — immer mehr ins Englische übergeht.

Grün! Alles grünt, Feld, Wald und Wiese, es ist herrlich und schön, und doch —! Die Mücken sind auch schon da. Bis zum 14. Mai hatten wir einen langsamen und eigentlich auch einen kühlen und nassen Frühling, dann gleich einen Umschwung von etwa 10 Grad Reaumur bis über 20 Grad Wärme. Diese Wärme brachte die Knospen an den Bäumen, das Gras und das Getreide schnell einige Schritte weiter, wie ich mir erlaube zu sagen; aber auch Hunderte (Nur nicht so bescheiden!—Ed.) Mücken waren auf einer Sektion aufgelebt.

Die Saatzeit wird in einigen Tagen fast überall beendet sein. Das Vieh weidet schon längst auf der Prairie.

Kürzlich erfuhr ich, daß Frau Cornelius Regier aus Tiefengrund in Winnipeg krank liegt, sie ist operiert worden wegen eines Gewächses im Unterleib; ebenso ist auch Frau Tobias Unruh aus Rosthern in Winnipeg, und auch wegen desselben Leidens operiert worden. Die Operationen scheinen gut ausgeführt worden zu sein und diese Frauen gehen soweit der Genesung entgegen. Diese und andere Fälle zeigen uns, wie notwendig ein gut geführtes Krankenhaus in Rosthern wäre. Vor einiger Zeit wurde diese Idee schon in einer Versammlung in Rosthern besprochen, es scheint aber fast so, als wenn sie schon veraltet ist. Ihr lieben Leser der „Rundschau" in dieser Gegend und Freunde eines Hospi-

*) Eine etwas primitive Karte der Molotschnaer Kolonien befand sich in Kröckers Kalender. Ist vergriffen. Um vollständigere Karten habe schon nach Rußland geschrieben, aber noch keine erhalten.—Ed.

tals, erörtert diese Angelegenheit bei Zusammenkünften, es wäre doch sehr gut, liebevoll und christlich, der leidenden Menschheit auch auf diesem Wege Hilfe zu bringen.

Herr G. Ens, unser Einwanderungsbeamter, scheint ganz wohlgemut zu sein, er spaziert herum in seinem Regierungshabit, sucht Menschen, gleich Diogenes, und verteilt humoristische Pillen. "*Habitus non facit monachum.*"*)

Alle Freunde grüßend,

J. H. Klaassen.

P. S. — In der „Rundschau" Nummer 19, im Nachruf für Johannes Ens, von Johann Dyck, Jankendorf, sollte es heißen: „Ens aus Beiershorst," nicht "Enshaus Beiershorst." Dieser Heimgegangene, sowie Joh. Dyck (Aeltester) waren und sind mir wohl bekannt.

Waldheim, den 19. Mai 1902. Weil die „Rundschau" ein so guter Bote ist und beinahe in allen Weltgegenden gelesen wird, so bitte ich den Editor meine Zeilen aufzunehmen.

Zuerst gehe ich nach Rußland, nach dem Dorfe Neuosterwick, zu Onkel und Tante Heinrich Neufeld sowie Vettern und Nichten: Seid Ihr noch alle am Leben, und gesund? Wir möchten von Euch allen einmal einen langen Brief lesen, es würde uns sehr freuen. Auch Peter und Jakob Friesens lassen nichts von sich hören, gebet doch mal einen kleinen Bericht von Euch, wenn nicht brieflich, dann durch die „Rundschau."

Nun gehe ich nach Chortitz zu Onkel und Tante Abraham Braun und ihren Kindern: Was macht Ihr noch immer, seid Ihr noch alle unter den Lebenden? Wie geht es Euch? Wollt Ihr auch nach Amerika kommen? Kommt her nach Saskatchewan, hier ist sehr billig Land zu bekommen, für 10 Dollar 160 Acres.

Nun nach Ohrenburg zu Onkel und Tante Daniel Wallman und Kindern: Seid Ihr noch alle unter den Lebenden? Bitte, schreibt uns Eure Adresse.

Nun noch zu meiner lieben Nichte, Franz Funken: Was macht Ihr noch immer? Wollt Ihr nicht nach Amerika kommen? Schreibt doch Eure Adresse, oder wollt Ihr von Euch gar nichts hören lassen?

Jetzt nach Oklahoma zu Onkel und Tante Dietrich Thießen, auch Onkel und Tante Ferdinand Dan, und allen Vettern und Nichten. Was macht Ihr noch immer, seid Ihr noch alle gesund und am Leben? Lieber Onkel und Tante Ferdinand Dan, habt Ihr den Brief nicht bekommen, den ich vergangenen Sommer an Euch geschrieben habe?

Nun nach Kansas zu Onkel und Tante Dietrich Neufeldt, Eure Photographien besehe ich noch oft, und erinnere mich der Zeit, als Ihr in Rosenort bei uns waret.

Wir sind so ziemlich gesund. Das Wetter ist sehr angenehm; es hat ein paar Tage etwas geregnet. Es ist hier so schön, daß die Leute meistens die Saatzeit beendigt haben.

Noch einen herzlichen Gruß an alle Freunde, Bekannte und den Editor.

Margaretha Neufeldt.

Unsere Adresse ist:

Jakob Neufeldt,
P. O. Waldheim, Sask.,
N. W. T., Canada.

Rosthern, den 11. Mai 1902. Werte „Rundschau!" Dieweil es schon so eine lange Zeit ist, seit ich den letzten Bericht einsandte, so komme ich heute wieder auf den Gedanken, etwas für Deine Spalten zu schreiben.

Gesund sind wir jetzt, Gott sei Lob und Dank, recht schön; auch der liebe Vater fühlt schon ziemlich besser, es kann sein, er wird vielleicht noch einmal wieder gesund werden.

Nun, Ihr lieben Freunde, jetzt komme ich noch zu Euch; seid doch alle so gut und schreibt mal jeder einen Brief oder durch die „Rundschau." Wenn ich werde Briefe bekommen, werde ich auch gleich antworten. Es sind dort viele Freunde, Verwandte und Bekannte in der alten Heimat; aber es scheint, als leben dort nur noch wenige, denn Briefe giebt es nur wenig von da. Es ist der eine l. Vetter, der uns jetzt so ziemlich mit Briefen versorgt. Ich habe ungefähr vor einem Monat wieder einen Brief bekommen, den habe ich aber noch nicht beantwortet. Bitte um Entschuldigung; ich hoffe, es wird bald werden. Auch zwei Onkeln haben uns jeder einen Brief geschickt; aber die andern schreiben alle nicht, so kann ich nicht wissen, ob sie noch leben. Ich möchte gerne noch einen Brief dorthin schreiben, aber weil dort jetzt die Poststation verändert ist, so kann ich nicht hinschreiben.

Auch Ihr Lieben hier in Amerika, was macht Ihr? Seid Ihr noch alle am Leben? Schreibt doch mal einen Brief oder durch die „Rundschau." Mit dem Einsäen sind wir bald fertig; aber es geht nur langsam. Es giebt recht viel Hindernisse, bald schneit und bald regnet es, so giebt es in diesem Jahr recht viele Feiertage in der Saatzeit. Das Getreide geht schon schön auf, so daß es eine Lust ist anzusehen.

Nun zum Schluß noch einen herzlichen Gruß an alle lieben Freunde, Verwandten und Bekannten.

J. Friesen.

Saskatchewan.

Rußland.

Alexanderpol, Gouv. Ekaterinoslaw, den 17. April 1902. Werter Editor der „Rundschau!" Einen herzlichen Gruß zuvor an alle Rundschauleser.

Da die „Rundschau" ein treuer Bote ist, der hüben und drüben Botschaft bringt, so bin ich auch entschlossen, ihr etwas mit auf die Reise zu geben. Ich dachte schon oft, wo sich unsere Freundschaft in Amerika befinden mag. Mein lieber Bruder Heinrich Wedel zog im Jahre 1879 von Neuhalbstadt, Sagradofka, nach Amerika. Er sowohl, wie seine l. Frau, sollen, wie ich erfrhren habe, gestorben sein. Die Kinder sind folgende: Cornelius, Anna, Heinrich, Jakob und Peter. Der älteste Sohn soll an der Eisenbahn ums Leben gekommen sein. Sollten Euch diese Zeilen zu Gesichte kommen, so bitte ich Euch, schreibt mir über Euer Befinden und teilt mir Eure Adresse mit. Ich habe mich schon oft nach einem Lebenszeichen von Euch gesehnt. Ich habe auch noch einen Bruder, Benjamin Wedel, der soll in Oklahoma wohnen. Da ich von Dir keinen Brief noch irgend ein Lebenszeichen erhalte, so haben ich und meine zwei andern Brüder Peter und Johann uns photographieren lassen samt unsern Familien und die Photographien einem gewissen Peter Voth, der hier zu Gaste war, und sagte, er wohne nicht weit von Dir, mitgegeben. Hast Du sie bekommen? Berichte mir und schreibe mir doch einen Brief. Ich habe noch einen Vetter, Namens Cornelius Lemke, er wohnte in Mountain Lake. Habe voriges Jahr durch die „Rundschau" erfahren, daß er umsiedeln wollte nach Oklahoma. So wünsche ich, daß diese Zeilen auch Dir, lieber Vetter, zu Gesichte kommen.

Es sollen da in Amerika noch Kinder meines verstorbenen Bruders Cornelius Wedel von Turkestan sein, ich kenne aber ihre Namen und Wohnorte nicht; eine Tochter heißt Eva. Möchte auch gerne von ihnen etwas wissen. Einige von ihren Geschwistern wohnen jetzt noch in Turkestan, nämlich: Jakob, Maria und Katharina. Durch Peter Wedel, welcher Missionar in Amerika ist, habe ich erfahren, daß etliche der Geschwister sich in Kansas befinden. So bitte ich die dortigen Rundschauleser, ihnen womöglich meine Zeilen mitzuteilen.

Was uns anbelangt, so sind wir gottlob gesund. Ich und mein Bruder Johann wohnen im Dorfe Alexanderpol.

Zum Schluß mache ich meinen Freunden die traurige Nachricht, daß die Frau unsers Bruders Peter Wedel von Memrik, den 13. Oktober 1901 am Schlaganfall gestorben ist. Am 12. Oktober 1901 rührte sie der Schlag und nach 31 Stunden starb sie, ohne noch ein Wort sprechen zu können. Am 17. Oktober brachte man sie zur ewigen Ruhe.

Mit herzlichem Gruß,

Wilhelm u. Maria Wedel,
Dorf Alexanderpol, Eisenbahnstat. Otscheretim, Gouv. Ekaterinoslaw, Kreis Bachmut, Südrußland.

Großweide, 20. April 1902. Werte „Rundschau!" Schicke Dir einen kleinen Bericht von einigen Sterbefällen, welche in letzter Zeit vorgekommen, und welche auch Euch, Ihr Lieben in Amerika, wichtig sind. Da ist begraben die Frau des hier vor 10 Monaten heimgegangenen Johann Lohrenz, in Pastwa, die Frau des Abraham Dück in Rudnerweide, der alte Johann Thiesen. Recht krank ist dessen Bruder, Jakob Thiesen in Sparrau; schwer krank ist in Lichtfelde die Mama des Dietrich Wiebe, Lichtfelde. Gestorben nach schwerer Krankheit ist in Alexanderthal Martin Dückmann, in Rudnerweide Frau Peter Ediger, geb. Sudermann, in Konteniusfeld ein alter Willms, in Marienthal die Frau des Gerh. Nikkel, geb. Driedger.—Sonst ist der Gesundheitszustand gut.

Das Wetter ist stets kühl, mitunter Nachtfröste; die Obstblüten haben gelitten.

Grüße durch Herrn Abr. Martens habe erhalten. Danke sehr dafür, und grüße hiermit auch alle Leser.

Peter Neumann.

Alexanderfeld, 20. Apr. '02. Lieber Freund Wiens!

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! — Dank dieser unendlichen Güte unsers h. Vaters wird es uns am 5. Mai dieses Jahres gestattet sein, unsere Silberhochzeit, und am selbigen Tage auch mein 25jähriges Lehrer-Jubiläum (in einem Dorfe 25 Jahre als Lehrer gedient, im ganzen aber schon 30 Jahre) zu feiern. Zu diesem Doppelfeste lade ich Sie, sehr werter Freund, herzlich zu uns ein, um sich mit uns zu freuen und Gott unsern Vater gemeinschaftlich zu loben und zu preisen!

Herzlich grüßend Ihr

H. Plett.

Mein herzlichster Glück- und Segenswunsch sei dem lieben Jubelpaare nachträglich gewünscht! Möge

---

*) Dieser lateinische Ausdruck bedeutet aber nicht dasselbe, wie der russische: "Stupai k monacham;" sondern heißt ungefähr so: „Das Kleid macht nicht den Mönch."—Ed.

der treue Herr besonders die Männer und Frauen, die „ihr Volk lieb haben“ uns noch lange erhalten! Meine Gratulation erstreckt sich jedoch nicht allein auf das Jubelpaar, sondern auf das ganze Dorf Alexanderfeld, welches es verstanden hat, seinen Lehrer 25 Jahre lang zu halten. Letzterer Umstand ist nach meiner Meinung auch wohl wert, beglückwünscht zu werden.

Melitopol, 22. April 1902. Am 13. d. Mts. erhielten wir von unserer Tochter, Maria Braun in Muntau, die telegraphische Nachricht, daß ihr Töchterchen Lena gestorben sei, und am 17. die Beerdigung stattfinden würde. Wir fuhren am 16. nach Muntau, um an der Leichenfeier teilzunehmen. Heinrich Unruh hielt die Leichenrede, und betonte besonders, wie stark der Herr die Familie Braun sen. im verflossenen Jahr heimgesucht habe. Ja, es ist wahr! Der Herr hat die l. Freunde, unserer Tochter Schwiegereltern, im verflossenen Jahr bis jetzt durch Krankheit und Tod in eine schwere Leidensschule genommen; jedoch Gottes Wort sagt: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er“, und in einem Liede heißt es: „Gott züchtiget mit Maßen.“ Ich habe schon oft vor der Frage gestanden, warum der eine Mensch so viel mehr leiden muß, oder was der eine Mensch vor den andern voraus hat, daß er scheinbar so glatt und glücklich, ohne zu leiden durch dieses Leben fahren kann. Eine volle Antwort auf diese Frahe schrieb mir einst ein l. Freund aus Amerika, würde uns auf jeden Fall erst später werden, wenn wir vom Glauben zum Schauen hindurch gedrungen sein würden. Der l. Freund hat ganz recht, und auch ich weise jeden Hausvater, und jede Hausmutter, die ihr Hauskreuzlein nach Gottes weisem Rat tragen müssen, auf die Worte hin, die Jesus seinen Jüngern im Ev. Joh. 9, 3. 4 zur Antwort giebt.

Erwähne noch, daß das Großtöchterchen ihr Leben auf 1 Jahr, 7 Monate und 12 Tage gebracht hat. Die kleine Leiche wurde neben ihrem Vater, der im vorigen Jahr am 5. Mai beerdigt wurde, zur letzten Ruhe gebettet. Am folgenden Tage fuhren wir nach Ladekopp und gastierten bei unsern Kindern, Joh. Warkentins. Auch durfte ich allda Prediger Peter Fast und Nachbar Jakob Wall begegnen. Ersterer ist auf den Füßen schwach, das Gehen fällt ihm schwer; letzterer ist ein korpulenter Mann, aber die Gangart und die weißen Haare auf seinem Haupte bezeugen, daß er schon manchen Schritt in diesem Leben gethan, und die 70 Jahre beanspruchen ihr Recht, und strahlen ihren altertümlichen Glanz aus. Ein graues Haar in Ehren ist eine Zierde auf dem Kopf.

Fr. Wall munterte mich auf, ich solle mehr schreiben für die „Rundschau“, was meinen Mut etwas gehoben hat; denn derselbe war in einer gewissen Zeit um etliche Grade heruntergegangen. Das Korrespondieren für ein Zeitungsblatt hat auch seine Mucken.

Unsere Kinder, Joh. Warkentins, gingen auch in Gottes Leidensschule, der Herr hatte ihnen zwei Söhne aufs Krankenlager gelegt. Der jüngere war schon soviel genesen, daß er außer Bett sein konnte, aber der ältere lag noch bedenklich krank darnieder. Auch Euch, l. Kinder, hat Gott lieb, darum züchtiget er Euch.—

Sonnabend den 20. fuhr ich nach Petershagen zum Ausruf, den unsere gewesene Nachbarin, Wwe. Jac. Peters anberaumt hatte. Der l. Nachbarin Gebäude, No. 6, brannten in der Nacht vom 7. auf den 8. d. M. total nieder. In noch nicht einem ganzen Jahre sind in diesem Dorfe fünf gut gebaute Wirtschaften angezündet worden; daß hier Brandstiftung verübt wird, liegt klar auf der Hand. Der Nachtwächter, welcher seinen Rundgang gemacht hatte, hatte das Feuer, welches von der hintern Seite der Scheune angelegt worden, mit seinem Rock noch ausschlagen wollen, aber es war ihm nicht gelungen. Das Wirtschaftsgerät und alles, was in der Scheune verwahrt war, ist verbrannt; Pferde und Hornvieh, sowie auch das Stubengerät wurde gerettet. Nachbarin Peters gedenkt ihr Land, nebst Brandstätte, zu verkaufen, und die kurze Spanne Zeit, die sie hier nach Gottes Willen noch pilgern soll, bei ihren Kindern zu wohnen. Warum der Brandstifter es auf Wwe. Peters abgesehen hat, ist mir unklar; denn dieselbe ist eine stille, fromme Frau, die niemand beleidigend entgegen tritt.

Heinrich J. Thiessen.
fr. Hierschau.

Die pfälzisch-hessische Brüderkonferenz.

30. April 1902.

Dreißig Jahre sind es her, seit die alljährlich stattfindende pfälz.-hess. Brüderkonferenz aufs neue ins Leben trat. Jahrzehnte lang war sie unterblieben. Am 5. August 1871 versandte Br. sel. J. Ellenberger II. von Friedelsheim, damals noch Prediger in Ibersheim einen Aufruf an die einzelnen pfälzisch-hessischen Gemeinden, welcher die Aufforderung enthielt, die Brüderkonferenz zu erneuern und alljährlich abzuhalten. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Am 20. Februar 1872 fand zu Monsheim die erste erneuerte pfälzisch-hessische Brüderkonferenz statt und seitdem versammelten sich Jahr um Jahr, wenn der Frühling ins Land zog, die Brüder aus der Pfalz und Hessen in den wechselweise bestimmten Konferenzorten zu gemeinsamer Erbauung und Beratung.

Es ist ein unbeabsichtigtes Zusammentreffen, daß unsere Konferenz 30 Jahre nach ihrem Bestehen wiederum in Monsheim einkehrte und tagte. Außerordentlich zahlreich hatten sich am 30. April die Brüder und Schwestern aus der Pfalz und aus Hessen eingefunden. Kaum war das Kirchlein imstande, die Zahl der Besucher aufzunehmen. ½11 Uhr begann der Festgottesdienst. Nach dem einleitenden Gesang aus dem Liede: „Herz und Herz vereint zusammen“ sprach der Ortsprediger Br. Joh. Hirschler das Gebet, verlas den Ps. 133 und hielt die Begrüßungsansprache über 1. Kor. 1, 10. Der Festpredigt von Br. A. Hirschler, Kaiserslautern, lag das Schriftwort Ev. Luk. 10, 38—42 zu Grunde. Br. Pohl von Sembach referierte über das Thema: „Die Anschauungen der heutigen Zeit und das Evangelium.“ Bruder Th. Löwenberg sprach das Schlußgebet und den Segen. Damit war der erbauliche Teil der Konferenz beendet.

Im geschäftlichen Teil wurde Br. Neff vom Weierhof zum Vorsitzenden und Bruder Pohl zum Protokollführer gewählt. Die Konferenzkollekte, die 70 Mk. ergab, wurde einem Antrag gemäß der Mennonitischen Hilfskasse überwiesen. Als nächster Konferenzort wurde auf ergangene Einladung Sembach bestimmt. Br. Neff gab alsdann einen eingehenden, günstigen Bericht über die Verhandlungen der zu Hamburg stattgehabten Generalversammlung der Vereinigung der Mennoniten im Deutschen Reich, welcher mit großem Interesse entgegengenommen wurde. Br. Joh. Hirschler schloß die Konferenz mit Gebet.

Mag auch der sichtbare Erfolg, die greifbare Frucht unserer Konferenz in den 30 Jahren ihres Bestehens nur gering sein, die wachsende, rege Teilnahme, der sie sich erfreuen darf, ist entschieden ein erfreuliches Zeichen und ein deutlicher Beweis, daß die Arbeit, die sie leistet, nicht vergeblich ist. Gott segne ihre Bemühung, daß sie immer mehr und mehr zur Förderung unsres Gemeinschaftslebens beitrage!

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort.

Schiller.

Unterhaltung.

Das höchste Gebot.

(Schluß.)

Raimund Hillberger war von seinem kurzen Ausgang zurückgekehrt. Er hatte sein Gemach nicht wieder verlassen bis dicht vor Mitternacht — da war er hinausgegangen, den Riegel der Hausthüre geräuschlos zurückzuschieben. Niemand wachte im Hause außer ihm, der mit klopfendem Herzen, mit atemlosen Lauschen auf jedes Geräusch horchte, der zusammenschrack, wenn ein Mäuslein raschelte oder ein trockenes Blatt gegen die Fensterscheiben getrieben wurde.

Da endlich — war das nicht ein leises Oeffnen der Hausthür, fast unhörbare Schritte, die an der Thür seines Gemaches vorüberkamen und die Wendeltreppe nach oben hinaufschlichen? Raimund war es, als stocke das Blut in seinen Pulsen; die Minuten wurden ihm zu Stunden. Er horchte angestrengter, aber kein Geräusch von oben ließ sich vernehmen — das Schlafmittel, das er in Albrechts Abendtrunk gemischt, hatte seine Wirkung gut gethan. Jetzt wieder das leise Knarren einer Treppenstufe, wieder das Vorüberkommen an seiner Thür — deutlicher als vorhin war es diesmal zu vernehmen — die Hausthür öffnete und schloß sich wieder — dann war alles still, alles vorüber. Der Priester wollte aufstehen, um den Riegel wieder vorzuschieben, aber es schwirrte ihm vor Ohren und Augen: „Dahingegeben, verloren — das höchste Gebot, das höchste Gebot!“ Er wankte und wollte einen Stuhl erfassen, aber im selben Augenblick sank er bewußtlos zu Boden. —

Wieder stieg ein neuer Morgen herauf, an dem die Nebelwolken grau und trübe das Licht der Sonne verhüllten. Raimund war erwacht, aber das dumpfe Gefühl, als ob er einen schweren Traum gehabt habe, war noch nicht von ihm gewichen. Er stand am Fenster mit festgeschlossenen Lippen und düsterer Miene, wußte er doch, daß es noch nicht alles gewesen war, was er ertragen mußte, daß noch etwas kommen würde: das Weh eines andern Herzens, das auch das seine durchzucken mußte.

Er wartete in qualvoller Aufregung. Endlich trat Gertrud ein. Er wandte sich nicht um; ihr schreckensbleiches Antlitz konnte er nicht sehn, aber er hörte die Stimme die tonlos und gebrochen fragte:

„Raimund, sage mir wo Albrecht ist! Sein Gemach ist leer und nirgends eine Spur von seinem Verbleib. Um Gott und aller Heiligen willen, sage es mir Raimund, wenn Du es weißt!“

„Vergiß seiner!“ stieß der Priester rauh hervor. „Sein Name darf auch für Dich kein andrer mehr sein als der eines Ketzers, den Satanas verführt!“

„Raimund,“ schrie Gertrud auf, „ist es denn mäglich, daß Du —?“

Sie konnte das fürchterliche nicht aussprechen; die Hände fest in einander gepreßt, starrte sie ihn an und fragte noch einmal: „Raimund, hast Du es gethan?“

Die Stimme Gottes, die einst zu Kain gesprochen: Wo ist Dein Bruder Abel! Dieselbe Stimme glaubte er drohend und strafend aus dieser Frage zu vernehmen, und seine Antwort die einzige Antwort, die er hatte, wollte ihm jetzt fast frevelhafter erscheinen, als die Entschuldigung Kains: soll ich meines Bruders Hüter sein?

„Gertrud,“ sagte er finster, ich konnte nicht anders, es war das höchste Gebot!“

Kein Schrei der Entrüstung, kein Schmerzensschrei kam über ihre Lippen, stumm, mit abgewandtem Antlitz verließ sie das Gemach. —

In den folgenden Tagen sah er sie kaum; sie hielt sich fern von ihm in ihrer Kamenate auf, wo sie allein rang und trauerte in unaussprechlichem Jammer und Weh.

Aber er, der Bruder, der solchen Schmerz über sie verhängt hatte, litt mit ihr, er litt noch größere Qual denn zuvor, nun, wo er nach schwerem Kampfe dem Gehorsam das Opfer gebracht hatte. Ein unerträglicher Zwiespalt herrschte in seinem Innern. Hätte er nicht Frieden finden müssen, nun er das höchste Gebot erfüllt, nun er Unzählige davor bewahrt hatte, durch die Irrlehre eines Ketzers der Kirche entrissen zu werden! War es nicht ein verdienstvolles Werk, die Scheiterhaufen ihrer Feinde anzuzünden? Er wollte es sich einreden, aber alles in seinem Innern sträubte sich dagegen. Warum mußte es so hart, so furchtbar sein, was die Kirche verlangte? Warum hatte Gott nicht anderes, alles andere von ihm gefordert?! „Gott, wenn es dein Wille, dein Befehl war, den ich ausgerichtet, warum lohnst du dafür mit solcher Seelenpein? Das war die Frage, die ihn unaufhörlich quälte. Hatte er nach Gottes Gebot gehandelt oder dawider? Und wenn sein Verstand ihm immer von neuem Recht gab, so übertönte ihn doch die Stimme des Herzens, die unablässig dagegen schrie: „Dawider, dawider!"

Er dachte daran, Pater Ignatius aufzusuchen, sich von ihm bestärken zu lassen in dem Glauben, den schreckliche Zweifel anfechten wollten. War doch der Dominikaner der Mann, auf dessen Wort er baute, wie auf einen Felsen, der durch seine Klugheit, sein eifriges Streben, der Kirche zu dienen, wie durch seinen gottgefälligen Wandel Raimunds höchstes Vertrauen, Ehrbietung und Bewunderung forderte. Gab es einen Menschen, der ernster und eifriger nach Heiligung trachtete?

Plötzlich wurde das Bild des Paters vor seiner Seele verdrängt durch ein anderes, das dem der Mutter Gottes in der Bonifaciuskirche glich, ein Antlitz, wie er das einer Heiligen nicht reiner sich vorzustellen vermochte. Auf dieser Stirn lag ein Friedensglanz, der von dort ausging aus ihrer Umgebung, sodaß alle ihn spüren mußten, die sie kannten und sahen. Nach solchem Frieden rang auch sein kämpfendes Herz. So wollte er nicht Pater Ignatius, sondern sie aufsuchen, die Jungfrau Magdalene, die Tochter des Ratsherrn Johannes Renarius.

Mit schnellen Schritten hatte er die Straßen durchkreuzt und gelangte zu dem vornehmen Hause am Marktplatz. Von dem Gesinde erfuhr Raimund, der Ratsherr sei gestern mit einem Auftrage gen Eisenach gezogen, sein Weib aber besuche einen Kranken. Er ließ sich zu der Jungfrau führen, die allein war in dem Gemache der Frauen. Daß er sie immer antreffen würde, wußte er gewiß. In letzter Zeit hatte sie kaum mehr das Lager verlassen, ihre Kräfte waren weniger geworden, und das Leiden, dessen Keim sie schon lange in sich trug, gewann immer mehr die Herrschaft über den zarten Körper. Sie war jünger als Gertrud, aber an Geist und Verstand dieser weit überlegen. Der lateinischen Sprache mächtig, hatte sie viele Handschriften der Mönche gelesen, und oft hatte Raimund mit Erstaunen wahrgenommen, wie tief ihr Geist in das Studium eingedrungen war, wenn er, wie es zu Zeiten geschehen, eine alte Schrift mit ihr gelesen hatte.

Die Tochter des Ratsherrn empfing ihn auch heute freundlich, wie stets, aber ihr entging nicht, daß sein Herz bedrückt war, und bald ermutigte sie ihn zum Reden. Da sprach Raimund von allem, was ihn beschwerte und quälte, und zum Schluß rief er aus: „O saget mir ein Wort, Jungfrau Magdalene, dessen ich mich zu getrösten vermag!"

Mit tiefernstem, traurigem Ausdrucke ruhten ihre Augen auf ihm und sie sprach:

„Suchet nicht bei Menschen Rat noch Lehre, Pater Raimund, kommet zu dem, und höret auf den allein, der unser aller Herr und Heiland ist!"

Und als er sie fragend ansah, holte sie ein Pergament unter ihrem Kissen hervor und entrollte es langsam.

„Wisset Ihr, was dieses ist?" fragte sie mit leise bebender Stimme. „Es ist das, woraus ich seit langer Zeit Kraft, Trost und Frieden geschöpfet, möchtet auch Ihr das Heil darin finden — es sind seine Worte. Pater Raimund, es ist eine Abschrift des Evangeliums Johannis."

Einen Augenblick erschrak der Priester, aber sein brennendes Verlangen nach etwas, das ihm den Kampf in seiner Seele stillen möchte, überwog jeden andern Gedanken, und begierig hafteten seine Augen an der Handschrift.

„Wollet Ihr hören, was er zu seinen Jüngern spricht?" fragte Magdalene sanft.

Er neigte zustimmend den Kopf und sie las:

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe."

„Gleichwie ich euch geliebet habe," wiederholte die Jungfrau, die die Hände über der Pergamentrolle gefaltet hatte und in andächtigem Gebete den Blick nach oben richtete. „O Herr Christe, so gieße in die Herzen deine Liebe, in der du alle geliebet und für alle gelitten hast! Sollten wir sündige Menschen unsere Brüder verdammen, die du, reiner Gottessohn, bis zum Tode geliebet? Herr, lehre uns thun nach deinem Liebesbeispiel, auf daß wir in allem dein Liebesgebot erfüllen!"

Und sie las weiter und Raimund hörte ihr zu. Aber aus allem klang ihm das eine Wort voller unbesiegbarer Kraft und Wahrheit: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Dasselbe, was Gertrud gesprochen, was er als eine ketzerische Verführung erachtet, ihn zu betören, das ward ihm jetzt mit jedem Worte immer mehr zur unumstößlichen Gewißheit: die Bruderliebe ist des Herrn Gebot! Wes Gebot aber war es, das er erfüllen sollte, das er — mit Grausen dachte er dessen — bereits erfüllt hatte? Mit schrecklicher Klarheit ward er es plötzlich inne: Der Kirche Gebot ist nicht des Herrn Gebot, es ist nicht das höchste Gebot, so es fordert, was jenem zuwider ist!

Vernichtet durch diese furchtbare Entdeckung sank er neben dem Lager nieder und verbarg das Gesicht in den Händen. Da legte sich Magdalenes Hand auf seine Schulter, und er hörte die weiche, besänftigende Stimme: „Ihr habt gehandelt, wie Euch Menschen geboten, Pater Raimund, hinfort werdet Ihr ein Gebot kennen: in omnibus caritas!" (in allen Dingen die Liebe!)

Der Priester hatte sich wieder erhoben, und war ruhiger und zuversichtlicher geworden.

„Ich danke Euch, Jungfrau," sprach er zum Abschiede. „Dieser Worte will ich mich getrösten, auf daß Euer Ausspruch sich an mir erfüllen möge."

Als er hinaustrat auf die Straße, waren die grauen Wolken der Sonne gewichen, die so hell und freundlich, wie es an einem Tage zu Anfang Dezember nur möglich war, ihre Strahlen zur Erde herniedersandte Raimund hob das Haupt empor und atmete tief. In seinen Zügen glänzte ein Wiederschein des Lichtes, und seine ganze Seele wandte sich anbetend nach oben: „Du große, heilige, reine Sonne der Liebe, Jesus Christus, dein helles Licht wollen sie verdunkeln, dein heiliges Liebesgebot verstecken hinter ihren finsteren Geboten, die nicht aus dir sind!

O nimm den Schleier von ihren Augen, daß sie deinen wahrhaftigen Willen erkennen; mir aber hilf gnädiglich, daß mein Leben Zeugnis gebe von deiner Liebe! Von nun an bis in den Tod: in omnibus caritas!"

Sein erster Gang, nachdem er nach Hause zurückgekehrt war, sollte zu seiner Schwester sein. Durch die halbgeöffnete Thür ihrer Kemenate sah er ihre schlanke Gestalt nicht zusammengebrochen in Weh und Jammer, sondern hochaufgerichtet stand sie da und in ihren Augen blitzte ein Zornesfunke. Vor ihr aber stand Pater Ignatius und sagte mit vornehmlicher Stimme:

„Ihr thut nicht klug, Jungfrau, Euch also stolz und spröde zu beweisen. Wisset Ihr nicht, daß es noch in meiner Hand liegt, den Ritter von Weylern zu befreien? Wisset Ihr nicht, daß Ihr sein Leben zu retten vermöget?"

Bei diesen Worten trat er ganz dicht heran, aber voller Entsetzen wich sie zurück und floh zur Thür.

„Galt mir Euer Besuch, Pater Ignatius?" Es war Raimunds Stimme, bei deren Klange der Mönch im ersten Augenblick erschrak, aber im nächsten hatte er sich schnell gefaßt und entgegnete:

„Nicht Euch allein, Pater Raimund; heute führte mich noch eine andere Mission in Euer Haus."

„Eine Mission?" fragte der Priester mit gerunzelter Stirn, „mir scheint, daß sie wunderbarer Art gewesen sei."

Gertrud hatte das Gemach verlassen, und der Dominikaner fuhr fort: „Laßt Euch nicht wundern, was Ihr gesehen und gehöret habt, denn solches alles ist meines Amtes gewesen. Es lag mir ob, die Jungfrau, die Beständigkeit ihres tugendsamen Sinnes zu prüfen, denn nicht vom besten — das möget ihr wissen — ist ihr Ruf in hiesiger Stadt!"

„Waget es nicht, die Ehre meiner Schwester anzugreifen!" versetzte Raimund blitzenden Auges. „Meinet Ihr, daß Ihr mir dadurch Eure wahre Gesinnung verbergen wollet? Und Euch, der Ihr der Kirche dienen wollet, Euch ist das Werk, für das Ihr voller Eifer strittet, sogleich wieder feil, wenn es gilt, Eure selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen?"

„Pater Raimund unterbrach der Mönch, „bedenkt, was Ihr sprecht, zu Eurem eigenen Heil! Ich warne Euch noch weiteres zu reden!"

„Sagt mir lieber wo Albrecht ist," rief der Priester, „noch steht es in Eurer Hand, ihn zu befreien, wie Ihr selber sagtet. Wenn ich schweigen soll von dem, was ich gesehen, so sorget dafür, daß der Ritter von Weylern ungefährdet auf seine Burg gelangt!"

Ein schneller, beobachtender Blick traf ihn aus den Augen des Dominikaners.

„So seid Ihr selber gesonnen, das Werk, das Ihr zur Ehre der Kirche gethan, wieder zunichte zu machen?"

„Nicht zur Ehre gereichet der Kirche, was ich that," erwiderte Raimund düster, vielmehr gereuet es mich, Euch Albrecht überliefert zu haben, bevor ich mich selber von seiner Schuld überzeugt hatte."

„Was bedurftet Ihr dessen, da Konrad ihm das Urteil gesprochen?" fragte Ignatius lauernd, „da die Kirche geboten, ihn zu vertilgen?"

„Es war das Gebot der Menschen, nicht aber Gottes Gebot!"

Ein teuflisches Hohnlächeln glitt über das Gesicht des Dominikaners.

„Wo habt Ihr solche Weisheit erlernet?" „War es die Tochter des Ratsherrn Johannes Renarius, nach deren Hause ich Euch heute gehen sah, die sie Euch gelehret? Man sagt, daß sie schön sei und hochbegabt, aber hütet Euch vor Ihr, Pater Raimund! Satanas kann auch seine Gestalt verbergen unter dem Gewand eines Engels des Lichtes".

„Wahrlich, nicht ungestraft dürftet Ihr solche Rede führen!" rief Raimund mit flammendem Blick. „Aber Ihr kennet sie nicht, deren Antlitz so rein ist, wie das einer Heiligen, deren Mund Sanftmut und Frieden verkündiget. Doch was rede ich mit Euch davon! Saget mir nun, ob Ihr gewillet seid, Albrecht zu befreien?"

Der Mönch schüttelte den Kopf. „Der Ritter ist am gestrigen Tage in Marburg eingetroffen und noch vor dem heutigen Abend, so wurde ich berichtet, sollte sein Urteil vollstreckt werden. Nimmermehr steht es mir zu, ihn noch retten zu können."

Der Priester stöhnte schmerzlich, dann aber rief er außer sich: „So war es eine Lüge, mit der Ihr Euren Mund befleckt? O, Pater Ignatius, Ihr wundert Euch noch, wenn ich irre werde an Eurem Thun! Ist das, wie Ihr es treibt, nach des Herrn Gebot? Laßt mich allein, ich kann heute nicht weiter mit Euch reden!"

Der Dominikaner wandte sich langsam der Thür zu.

„Beruhigt Euch, Bruder Raimund," sagte er gelassen, „es ist alles erlaubt, was die Kirche zu dienen vermag!"

Als Raimund Gertrud aufsuchte, fand er sie entschlossen, das Haus zu verlassen.

„Ich kann nicht da bleiben, wo er aus- und eingeht, wo ich seiner Nähe immerdar ausgesetzt wäre," sagte sie mit Bestimmtheit. „So laß mich gen Marburg ziehen, mein Bruder! Daselbst wird die Muhme Ursula mich aufnehmen. Vielleicht, daß es mir allda auch gelingen möchte, was in meinen Kräften stehet, für Albrecht zu thun."

Raimund gewahrte mit Schmerzen, daß seine Schwester zu ihm Glauben und Vertrauen verloren. Doch er mußte ihr recht geben, daß es nicht anders sein konnte, und vermochte ihrem Entschluß nichts in den Weg zu legen. Aber die letzte Hoffnung in Bezug auf Albrecht ihr zu nehmen, brachte er nicht über die Lippen, mochte sie seinen Tod durch andere erfahren, die besser imstande waren, ihr Trost und Zuspruch zu spenden!

So zog Gertrud andern Tages, geleitet von einer jungen Magd und einigen Dienern des Rates, die die Rosse führten, gen Marburg. —

Mit ihrem Abschiede zog der Winter vollends ein. Nebel und Regen hatten sich in Schnee gewandelt, der in dichten Flocken niederfiel und bald Weg und Steg zu verschütten drohte.

Ueber eine Woche hatte Raimund in stiller Abgeschlossenheit zugebracht, auch von dem Pater hatte er nichts gesehen.

Da machte er sich eines Morgens auf zum Hause des Ratsherrn, zu erkunden, ob dieser durch Schneefall und Ungunst des Wetters noch immer von Hause ferngehalten sei. Verstörten Angesichts aber trat ihm die Dienerschaft entgegen, die sich noch nicht erholt hatte von dem Vor-

gefallenen, das sie kaum zu fassen vermochte. Auf sein Befragen erfuhr er das Entsetzliche: Ganz in der Frühe des Morgens war Pater Ignatius dagewesen, der in den letzten Tagen schon einigemal aus- und eingegangen, und mit ihm zwei schwarzverhüllte Männer. Sie hätten im Namen der Kirche und des heiligen Vaters die Jungfrau gefordert, die sich vor dem Richtstuhl Konrads zu Marburg ihres Glaubens zu verantworten habe. Von Furcht und Ueberraschung gelähmt, habe niemand widerstehen können. Zu alledem sei der Ratsherr noch nicht heimgekehrt, und Frau Mechthildis liege krank und bewußtlos vor Schrecken darnieder.

Raimund hatte die furchtbare Nachricht zu Ende gehört, bei der das Blut in seinen Adern zu stocken drohte und seine Hände sich krampfhaft ballten. Dann stürzte er fort in atemloser Hast, und nur ein Gedanke beseelte ihn: zu retten, ehe es zu spät war. Um sich zu sammeln und zu überlegen, was erst zu beginnen sei, kehrte er zunächst nach Hause zurück.

Auf der Schwelle seiner Thür trat ihm der Dominikaner entgegen, der augenscheinlich auf ihn gewartet hatte.

„Ha, daß ich Euch hier treffe. Das ist mir recht!" fuhr der Priester ihn an. „Wo ist des Ratsherrn Tochter, wo ist Magdalene Renarius?"

„Dort, wo sie sein muß, nach der Kirche Gebot," antwortete der Mönch und nahm eine würdevolle Haltung an.

„Schlange, Du sollst mir Rede stehen! Wo ist sie, wohin habt Ihr sie gebracht?" rief Raimund zornfunkelnd und ergriff ihn am Halse. „Nicht eher geben Euch meine Hände frei, als bis Ihr mir die Wahrheit gestanden!"

Haßerfüllt sah der Pater auf seinen Gegner, aber er fühlte, daß er in dessen Gewalt war, der ihn mit kräftigem Griff gepackt hatte und nicht los ließ.

„Was wollt Ihr?" stieß er hervor, „ich weigere mich nicht, es Euch zu sagen; bei allen Heiligen, ich schwöre es Euch: die Jungfrau ist auf dem Wege nach Marburg, wo sie vor Konrads Richtstuhl geführt werden soll. Aber gehet, eilet selber dorthin, daß Euer Zeugnis sie entlaste! Ist der Verdacht als ein fälschlicher erwiesen, so möget Ihr sie heimbringen mit Freuden."

Raimund ließ den Mönch los. „So könnet Ihr hingehen," sagte er verächtlich. „Wehe Euch aber, daß Ihr die Sache Gottes verunglimpft habt durch Euer frevelhaftes Thun!"

Unverweilt ging der Priester nun an die Ausführung seines Planes, in ruheloser Eile traf er alle Anordnungen zur Abreise und ehe noch der Abend hereinbrach, stand das Roß des Ratsherrn bereit, das ihm auf seinem Wege dienen sollte.

Ueber Nacht fielen neue Schneemassen, aber noch vermochte Raimund den richtigen Weg zu erkennen, wenn er auch unablässig darauf achten mußte, ihn nicht zu verlieren. Am andern Tage machte sich ein heftiger Wind auf, der den Schnee zusammentrieb; das Vorwärtskommen wurde schwer und bald war es auch nicht mehr möglich, irgend einen Pfad zu finden. Nach langem, mühsamen Ritt durch die Gegend, die ihm immer unbekannter wurde, langte er in einem Dorfe an, wo er für sich und sein Roß eine Unterkunft für die Nacht suchen wollte. Da erfuhr er, daß er schon seit mehreren Stunden den richtigen Weg gefehlt haben müsse und anstatt gen Westen, gen Süden gezogen sei. Trotzdem die Leute ihm abrieten, den Pfad über das Gebirge zu nehmen, der zwar schneller zum Ziele führe, aber gefährlich sei zu solcher Jahreszeit, schlug er diesen am nächsten Morgen ungesäumt ein, im eifrigen Streben, die versäumte Zeit nachzuholen. Aber als der Tag zu Ende ging, und sich immer noch kein Ausgang zeigte, erfaßte ihn eine tiefe Entmutigung. Dazu kam, daß er und das Tier erschöpft waren, die Kälte immer zunahm und kein Obdach weit und breit sich finden ließ. So suchte er in einer Felsenhöhle Schutz im Dunkel der Nacht, wo er sich in seinen Mantel gehüllt, niederlegte und von Müdigkeit überwältigt, einschlief.

Mit dem ersten Morgengrauen ging der Ritt weiter; aber immer klarer ward Raimund die bittere Wahrheit: er war mitten im Gebirge verirrt! Manchmal versuchte er umzukehren, aber es schien, als geriete er dadurch nur in noch ärgere Wildnisse. Bald wußte er nicht mehr, wohin er sich wenden sollte, da der Pfad immer enger und unebener wurde und große Schneemassen ihn stellenweise ganz versperrten.

Am Abend dieses Tages endlich schien es, als ob er sich wieder auf betretener Straße befinde, aber er war so ermattet von den furchtbaren Anstrengungen des Weges, den er zeitweise zu Fuß zurückgelegt hatte, um das Pferd zu schonen, daß er zweifelte, ob seine Kraft ausreichen würde, ans Ziel zu gelangen. Aber dennoch, es mußte ja sein — Gott und die Heiligen würden ihm helfen! Was er an Albrecht gethan, brannte ihm wie verzehrendes Feuer auf dem Herzen, nicht ein zweites Mal durfte er solches geschehen lassen. Mitten hinein in Entmutigung und Verzagtheit klang ihm Magdalenes Wort: „Hinfort werdet Ihr nur e i n Gebot kennen: in omnibus caritas."

Und mit der Aufbietung seiner letzten Kräfte gab er dem Roß die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte, im nächsten Augenblicke aber, durch ein vom Schee verstecktes Hindernis zu Falle gebracht, jäh unter ihm zusammenbrach. Wie aus weiter Ferne hörte Raimund noch ein lautes Halloh-Rufen menschlicher Stimmen, dann verlor er die Besinnung.

Zwei Knappen kamen auf ihren Rossen um die nächste Biegung des Weges. Sie waren schon längere Zeit in beträchtlicher Entfernung hinter dem Priester hergeritten, ohne daß er sie bemerkt hatte, und wurden nun Zeugen seines Unfalls. Als sie ganz nahe heranwaren, stiegen sie ab, und während der eine den Herabgestürzten hervorzog, half der anderere dem Pferde auf, das nun zitternd und schaubend dastand, aber ohne sich besonderen Schaden gethan zu haben.

„Siegbert, Ihr nehmt den Pfaffen vor Euch," sagte der, der die Zügel des Tieres hielt. „Ob's mit ihm auch so gut abgegangen ist? Sieh da, er blutet ein wenig an der Stirne."

„Vielleicht ist's ein guter Fang, den wir gethan haben," meinte der andere. „Schade nur, daß es kein Dominikaner ist! Aber wer er auch sei, heim bringen wir ihn; das andere findet sich." So wurde der Bewußtlose auf das Roß des Knappen gehoben und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

* *
*

Als Raimund nach Verlauf von einigen Stunden wieder die Augen aufschlug, sah er sich in einer Umgebung, die ihm völlig unbekannt war. Er lag auf einer Lagerstätte inmitten eines weiten Burggemaches, an dessen Wänden und mächtigen Pfeilern die Schilder und Speere der Knappen hingen. Er meinte, noch immer zu träumen. Wie war er nur hierhergekommen? Sein Kopf schmerzte heftig, und dadurch wurde die Erinnerung an seinen Fall allmählich in ihm wach.

Aber er fühlte sich zu schwach, um noch weiter zu denken. Da ging die Thür auf. Eine weibliche Gestalt näherte sich seinem Lager und sah ihm ins Gesicht.

„Raimund!" entfuhr es ihren Lippen. Er hörte noch den Ruf, dann aber verschwamm wieder alles vor seinen Augen, nur das eine wußte er: er hatte seine Schwester gesehen! —

Als er zum andernmal aufwachte, hatte man ihn in ein behagliches Gemach, auf ein weiches Bette getragen. Gertrud saß an seiner Seite und legte lindernde Umschläge auf seine Stirn, die durch den Sturz eine Verletzung erhalten hatte. Dort aber, am Fußende des Lagers—war es eine Täuschung seiner Augen oder sah er den, den er längst dem schrecklichen Tode verfallen glaubte — Albrecht von Weylern? !

Nach und nach erfuhr Raimund die Dinge, die sich inzwischen zugetragen hatten.

Als Gertrud mit ihrer Begleitung gen Marburg gezogen war, hatte sich unterwegs ein Häuflein Reiter angeschlossen, die da erzählt, daß sie Reisige seien von Albrechts Burg und ausgezogen ihren Herrn zu suchen, dem etwas zugestoßen sein müsse, da er allzulange verweile! Ihr Zorn entbrannte, als sie die Dinge vernahmen, die geschehen waren und die sie kaum glauben mochten; als man aber in die Stadt gelangte, war allda schon das Gerücht verbreitet, daß morgen Konrad einen Ketzer richte. Da hatten die Reiter der Jungfrau, die Albrechts Ring am Finger trug, geboten, am andern Tage vor dem Thore der Stadt ihrer zu harren zu derselben Stunde, in der man den Ritter zur Richtstatt führen würde.

Bangenden Herzens wartete Gertrud um die bestimmte Zeit und bald vernahm sie Geschrei und Tumult. Ein Reitertrupp sprengte daher, einer der Reisigen ergriff sie und hob sie aufs Roß, und also, daß ihr Hören und Sehen verging, wurde der Ritt fortgesetzt. Albrechts Getreuen, die ihren Herrn auf dem Wege zum Richtplatz befreit hatten, indem sie den überraschten Haufen mit großem Lärm auseinandertrieben und den zum Tode Verurteilten in ihre Mitte nahmen, jagten mit ihrer Beute davon und ungefährdet langte man auf dem Weylstein an, wo Gertrud andern Tages des Ritters angetrautes Weib wurde.

Nun aber begehrten die beiden auch zu hören, wie der Bruder hierhergelangt; doch bevor er ihnen Kunde gab, hob er die Augen auf und sprach: „Dir dank' ich, mein Herr und Heiland, daß du die Last von mir genommen, darob ich fast verzagen wollte, um meine Seele deiner göttlichen Liebe gewisser zu machen, auf daß ich viel getroster und voller Freudigkeit dein Gebot zu erfüllen vermag!"

Gertrud konnte des Staunens kein Ende finden, daß er, der im Eifer für das Gesetz der Kirche alles andere für dieses aufzuopfern imstande gewesen war, nun im Begriff stand, alles einzusetzen für das, was er als das höchste Gebot erkannt: in omnibus caritas!

Auf Albrechts Antlitz aber leuchtete ein heller Freudenschein, so, wie ihn Raimund nur einmal gesehn, damals als der Freund seiner Genesung entgegenjubelte mit den Worten: „Habt Dank, ihr Heiligen, er lebt, er lebt!"

Mehrere Tage noch mußte der Priester auf der Burg zubringen, ehe seine Wunde wieder soweit geheilt war, daß er die Reise fortsetzen konnte. Und wenn er sich auch der Sorgen nie ganz erwehren konnte die ihn wegen der Verzögerung bewegten, so waren es doch köstliche, stille Stunden für die drei, wenn sie einmütig beieinander saßen und sich besprachen und forschten in dem, was sie zu einer seligen Gemeinschaft verband und ihre Herzen stärkte und fest machte.

Dann aber kam der Morgen, an dem Raimund hervortrat und sprach: Habt Dank für alles Gute, daß Ihr mir gethan! Nicht fürder aber läßt es mir Ruhe, unter Eurem Dache zu weilen, so wohl mir auch in Eurer Nähe geworden ist. Ihr wißt was mich treibet, und meiner Fahrt Ziel ist nach des Herrn Gebot."

Betrübten Herzens ließen Albrecht und sein Gemahl ihn ziehn; sie mochten ihn nicht hindern, ermahnten ihn aber, auf seiner Hut zu sein. Albrecht gab ihm einen Knappen mit, der ihn erst auf den richtigen Weg gen Marburg geleiten sollte, und nach herzlichem Abschied bestieg Raimund sein Roß. Dann senkte sich die schwere eiserne Brücke des Burgthores und hob sich wieder hinter den Davonziehenden. Lange noch stand Gertrud am Söller und winkte dem scheidenden Bruder einen Abschiedsgruß, der nun in schnellerem Trabe zum Thale hinabritt, bis er ihren Blicken entschwunden war.

* *
*

Die Macht des Winters war gebrochen, und die ersten Frühlingsstürme rauschten um den Weylstein — da blickte Gertrud wieder harrend und sorgevoll aus dem Fenster ihrer Kemenate ins Land hinab. Noch immer war keine Kunde von Raimund zu ihr gedrungen, und immer waren es wieder dieselben bangen Fragen, die ihr Herz bewegten: Hatte er des Ratsherrn Tochter befreit und war er wieder daheim?

Die kunstvolle Stickerei, an der sie arbeitete, war in ihren Schoß gesunken, und ihre Hände ruhten gefaltet darüber.

Da trat Albrecht bei ihr ein. An seinem Wesen merkte sie, daß es Wichtiges war, das er ihr zu sagen hatte.

„Siegbert brachte Kunde aus Marburg," sprach er ernst, „Gott wolle sich seiner Kirche erbarmen"

„So ist des Ratsherrn Tochter nicht gerettet?" fragte sie, unfähig in diesem Augenblicke eine andere Frage zu thun.

„Der Herr hat sie selber erlöset von ihren Richtern," antwortete Albrecht. „Schon am ersten Tage im Gefängnis ist sie erlegen. Sie ruhet in Frieden!"

„Und Raimund?" fragte Gertrud bebend.

„Er kehrt nicht mehr zurück." Es war alles was der Ritter sagen konnte. Gertrud lehnte ihren Kopf an seine Brust und weinte laut.

„Pater Ignatius," fuhr Albrecht nach einer Pause fort, „ist nicht müßig gewesen in seinem Haß. Seine Anklagen haben Konrad veranlaßt, den also als Ketzer Beschuldigten sofort zu richten. Das, was mir bereitet war — ihm ist es geworden."

Er schwieg. Schmerz und Erschütterung forderten ihr Recht, dem überließen sich beide eine lange Zeit.

Dann aber richtete Albrecht von Weylern das thränenreiche Antlitz seines Weibes auf und sprach: „Wir wollen ihn nicht beklagen. Gott hat ihn gewürdigt, zu sterben für sein Gebot, als er höher geachtet hat, als das Gebot der Menschen. Nun aber hat er ihn angenommen zu Ehren. Viele sind ihm vorangegangen, die ihr Leben für den Glauben gelassen haben, von vielen wird es die Kirche noch fordern. Aber endlich muß, ja endlich wird auch die Zeit kommen, wo sie das zu ihrem höchsten Gebote macht, was das Gebot des Herrn ist: in omnibus caritas!"

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., a second-class matter.

4. Juni 1902.

Der Mai Monat des Jahres 1902 wird in der Zukunft ein Schreckensmonat in der Geschichte der Menschheit genannt werden.

Am 30. April 1902 wurde amerikanisches Rindfleisch in London zu 14 Cents per Pfund verkauft. In New York kostete es am selben Tage 24 Cents.

Maria Bruce, Scales Mound, Illinois, will ihre „Rundschau" nach genanntem Orte geschickt haben, und wir möchten ihren Wunsch ja auch gern erfüllen, wenn sie sagt, wohin sie das Blatt früher geschickt bekam.

W. J. Bryan sagt in seinem Blatte „The Commoner", daß die größte Gefahr für den Fleischtrust wohl nur darin bestehe, daß derselbe sich über die erfolglosen Bemühungen eines Herrn Kroz, (Hauptanwalt) den Fleischtrust zu brechen, totlachen könnte.

Teschen Twedüster.

Jan: Hab ich Dir's nicht immer gesagt, Ohm Peter, daß wir keine Kolleges brauchen!

Peter: Wie in aller Welt kommst Du mit einemmale wieder aufs hohe Pferd! Erkläre Dich genauer.

J.: Wir brauchen keine Kolleges; Vorbereitungsschulen sind vollkommen hinreichend für uns.

P.: Ja wer sagt denn das?

J.: Ich, und letzthin hat's die „Rundschau" auch gesagt.

P.: In welcher Nummer?

J.; In Nummer 20.

P.: Darin steht nichts dergleichen.

J.: Was steht da denn?

P.: Da steht, daß die Vorbereitungsschulen in erster Linie gepflegt werden sollten, und daß nicht jede Schule eine Hochschule ist, die sich dafür ausgiebt, oder die sich wenigstens so nennen läßt.

J.: Na, ich werd mir das Stück noch einmal überlesen müssen.

P.: Das ist ein weiser Entschluß.

J.: Denkst Du, daß wir zu viele Kolleges haben?

P.: Nein, aber wenn wir noch viele bauen, dann geht das Ding ins Dumme hinein, wie so vieles in diesem schnelllebigen Land. Ich dächte, man sollte die Hochschulen, die wir haben recht unterstützen, damit dieselben imstande wären tüchtige Lehrkräfte anzustellen, als sich mit billigem Schund zu behelfen.

J.: Mir kommt es so vor, jetzt haust Du über die Schnur.

P.: Mag sein, daß ich bitter bin, aber seit ich mit Professor Benedikt Großmaul, S. O. B[3] vom Peanut-Kollege bekannt geworden bin und ausgefunden habe, daß der Kerl weder Englisch noch Deutsch kann, daß sein ganzer Ruf erlogen und erstohlen war, indem man der großen Masse immer wieder vorsagt: „Ja, der Benedikt ist doch der Klügste im ganzen Land," bin ich traurig. Ich bin nur ein Farmer, aber soviel hat mir der „alte Franz" in Rußland noch beigebracht, daß ich ausfand, wie jämmerlich der Benedikt im Deutschen ist. Und doch ist er ein deutscher Lehrer.

J.: Wer wird denn so genau sein. Wenn die Leute sagen, er ist gut genug, dann ist er's auch.

P.: An dieser eigensinnigen Dummheit kann unser Volk geistig zu Grunde gehen. Siehst Du nicht, wie gerade unter Benedikts Anhängern und Gönnern alles Geistige und Geistliche futsch ist, und wie dort nur noch die leere, trostlose, öde Form geblieben ist?

J.: In geistiger Beziehung steht es freilich traurig um die Gemeinschaft.

P.: Und so ein pseudo-Professor Benedikt Großmaul, S. O. B[3] giebt der Gemeinschaft den Todesstoß.

J.: Das wär schade.

P.: Deshalb glaubt auch die „Rundschau", daß wir viele Vorbereitungsschulen, aber nur eine beschränkte Anzahl von Kolleges unterstützen sollten, und daß wir nur wirklich gebildete christliche Lehrer anstellen sollten.

Das Sehnen der Kreatur.

Im Walde lag ich einst im kühlen Schatten,
Umwebt vom jungen, frischen Maiengrün.
Still sah mein Auge auf den weichen Matten
Der würz'gen Blumen farbenreiches Blühn
Und durch der hohen Bäume fahlen Schatten
Der holden Abendsonne leis Verglüh'n.
Und so von tiefer Ruh' umsponnen, schwanken
Mir traumhaft auf und nieder die Gedanken.

Da war es mir, als hört' ich leises Klagen,
Ein tiefes Seufzen, einen wilden Schrei.
Da war es mir, als ob hier einst erschlagen
Ein Menschenkind von einem Menschen sei,
Als müßt' die Erde jetzt sein Blut noch tragen
Und sänge dumpf die Sterbelitanei,
Als ob den roten Blumen in der Runde
Die Farbe käm' aus seiner Todeswunde.

Und mild vom Sterbeschein des Tags umflossen
Schien mir getränkt die Welt mit Menschenblut:
In wilden Schlachten mitleidslos vergossen,
In Brudermord und wilder Zorneswut,
In stiller Nacht, vom Mondschein übergossen,
Und bei des jungen Tages lichter Glut,
Mit Zornesblick und heuchelnder Geberde,
Zu jeder Zeit, auf jedem Fleck der Erde.

Und riesengroß wuchs da der Menschheit Sünde
Vor der erbebten Seele jäh empor....
Nun füllt mit Thränen alle Erdenschlünde,
Laßt Zähren fallen aus des Himmels Thor,
Schöpft aus das Meer bis in die tiefsten Gründe,
Preßt die verborgnen Quellen all hervor:
Sie tilgen nicht der Menschen Frevelspuren
Und stillen nicht den Schmerz der Kreaturen.

Die Erde seufzt, es klagen dumpf die Winde,
Die Wolken brüllen auf im Donnerton;
Es schleicht mit bangem Schrei das Waldgesinde
Zum dichten Teil des Forstes scheu davon,
Die Käfer seufzen in der Bäume Rinde,
Der Vöglein Lied entquillt ein Klageton—
Aus allem Leben, selbst aus der Verwesung
Klingt wirr ein Schrei, der Schrei: Erlösung!

Erlösung! — Dir erst muß sie werden,
Du Schuldbeladner, von der Sünde Fron,
Durch den allein, der hier in Knechtsgeberden
Die Schuld getilgt als ein'ger Gottessohn—
Dann wird der Schrei der Kreatur auf Erden
Sich wandeln einst in frohen Jubelton.
Durch dich, um dessentwillen sie getroffen
Der Gottesfluch, kann sie Erlösung hoffen.

Und eine Mahnung hört' ich ernst erklingen
Aus all dem Raunen dort in Wald und Feld:
Nun hilf auch du, daß Lebenstöne bringen
Vom Kreuz auf Golgatha in alle Welt,
Daß heil'ge Liebesbande fest sich schlingen
Um alle Erden und des Himmels Zelt—
Durch Liebe tilg' der Sünde Todesspuren,
Erlöst, — Erlöser sei den Kreaturen!

Heinrich Rembe.

Briefkasten.

P. F. — Das Lied vom Erdbeben in Lissabon ist schon früher in der „Rundschau" gewesen.

Aid Plan.

J. Hiebert, Altona. — Ehe ich Ihre Frage im Blatte erörtere, möchte ich die Schatzmeister um ihre Meinung fragen. Bitte also um etwas Geduld. Gruß Schreiber.

Jede neue Applikation muß laut Regeln mit 25 Cents Einschreibgebühren begleitet sein. Jede Zuschreibung macht eine neue Applikation. Streichungen kosten nichts. Jeder Distrikt hat seine Lokalausgaben zu decken.

Warum darf ein Aid Plan Distriktschreiber keinen Gehalt ziehen?

Weil der Aid Plan keine Versicherungs-Gesellschaft ist, die Geschäfte thun will, wie die weltlichen Versicherungs-Gesellschaften. Der Distrikt soll seinem Schreiber die Unkosten vergüten, aber einen festen Jahresgehalt zu bestimmen, sollte vermieden werden. Die Gesetze einiger der V. St. verlangen, daß eine V. Gesellschaft, die in einem Staate „Geschäfte" thun will und zu diesem Zwecke „bezahlte" Kräfte anstellt, von diesem Staate zuerst licensierte Erlaubnis haben muß. Sollte nun der Aid Plan in jedem Staate, wo er vertreten ist, die erforderliche Licenz bezahlen, so könnte er einfach nicht existieren. Damit niemand den Aid Plan als eine Insurance Co. hinstelle, dürfen wir auch keine anderen als Gemeindeglieder im Aid Plan haben. Immer wieder kommen Anfragen, ob nicht der und der, weil er doch so gut und ehrlich sei, in den Aid Plan dürfe, obzwar er sich noch keiner Gemeinde angeschlossen, oder obzwar er Lutheraner sei. Der Aid Plan ist eine kirchliche Institution und deshalb dürfen wir keine anderen als mennonitische Glieder aufnehmen. Zu welcher der vielen mennonitischen Gemeinden der Applikant gehört, bleibt sich ganz gleich.

Die chinesische Mauer.

Gar mancher Reisender hat die Mauern, die beim Eingang des Nankoupasses sich von den Höhen zum Thale senken, für die große chinesische Mauer angesehen, und auch die Thalsperren, die weiter oben bei Küyungkwan und Schangkwan quer über die Bergstraße ziehen, haben sich gefallen lassen müssen, von Ausflüglern und gelegentlich sogar von ernsthafteren Reisenden als die große Mauer Chinas gefeiert zu werden. Erst die dritte Mauer aber, die man bei Pataling, kurz vor dem Ausgang des Passes, erreicht, ist wirklich das altberühmte Bauwerk, das zu den großen Sehenswürdigkeiten des Landes gehört, die in der ganzen Welt sprichwörtlich und sinnbildlich für's Chinesentum gewordene „Große Mauer", von der wir schon in unserer Fibel gelesen, von der unsere Politiker gern reden, wenn sie von der „hinter seiner großen Mauer" so dunkelhaft trotzigen Abgeschlossenheit Chinas sprechen.

Genau genommen ist allerdings auch die Patalinger Mauer nicht die eigentliche große, nicht das Wan Li Tschang Tschöng, der „zehntausend Meilen lange Wall!" Wenn man aber in Peking von der großen spricht, so meint man immer ohne Weiteres die im Nankoupaß, die eben die einzige ist, die sich von der

Hauptstadt aus ohne allzu große Beschwerden erreichen läßt. Man muß nämlich unterscheiden zwischen der äußern und innern Mauer. Die äußere ist die altberühmte Reichsgrenze, der gegen die Mongolen und Tartaren errichtete Schutzwall, der sich etwa 3000 Kilometer weit an der Nordlinie der Provinzen Tschili, Schansi, Schensi und Kansu entlang zieht und sich in der That von Schanheikwan, dem jetzt durch die Besetzung der Verbündeten so bekannt gewordenen Eisenbahnpunkt an der mandschurischen Grenze, das heißt also vom Meerbusen von Petschili bis an die äußerste Westgrenze des eigentlichen chinesischen Reiches erstreckt, bis an die Festung Kiayükwan im äußersten Kansu, wo die uralte Handelsstraße des Yümöns aus Mittelasien den Anschluß an die Karawanenwege Chinas findet. Von diesem Riesenbau, der ohne Zweifel zu den größten Leistungen menschlicher Thatkraft gerechnet werden muß, ist die innere Mauer nur eine Abzweigung, die einen länglich runden Zipfel der Nordspitzen von Tschili und Schansi noch einmal besonders umfaßt. Hier hat die ursprünglich als rein militärische Anlage gedachte Mauer ihren Zweck besser und länger erfüllt, als in dem äußeren Teil, hier haben deshalb noch die Kaiser des letzten einheimischen Herrscherhauses den ganzen Bau gründlich wieder ausgebessert und in einer Form neugebaut, die diesem kleinern und jüngern Teil ein viel größeres Interesse verleiht, als der eigentlichen alten Mauer, die heute meist nichts mehr als ein zerfallener Lehmwall mit bröckelnden Wachttürmen ist und vielleicht nie sehr stark gewesen ist. Diese kleinere Innenmauer mißt nicht mehr als etwa — auf der Richthofenschen Karte gemessen — 300 Kilometer, ist also nur ein Zehntel so lang als die äußere, wenn man von der an der Grenze Schansis verlaufenden Abzweigung absieht, die sich noch etwa 140 Kilometer weit nach Süden herunterzieht, und für die Allgemeinheit augenblicklich dadurch bemerkenswert geworden ist, daß deutsche Truppen seit dem Gefecht von Tsekingkwan diese ehrwürdige Verteidigungslinie besonders ergiebig an wirklichen Kampfgelegenheiten gefunden haben.

An malerischem Reiz und geschichtlichem Interesse kann die Patalinger Mauer durch die Erkenntnis nicht einbüßen, daß sie nicht zur eigentlichen Zehntausendmeilenmauer gehört. Wenn man durch das Steinthor der „acht hohen Gipfel" (Pataling) schreitet und nach Osten oder Westen auf den einen der zur Aussicht einladenden Türme steigt, bietet sich einem ein überraschendes Rundbild. Eine Berglandschaft, erhaben, von großartigsten Formen und kühnen Umrissen, aber einförmig und tot in der Farbe, schauerlich öde und kahl mit ihren nackten Felsen und scharf herausmodellierten Graten und Thälern. Keine grünen Halden bedecken die Hänge, keine stattlichen Bäume oder dichten Gebüsche bezeichnen die Thäler — alles ist starr und unfruchtbar, kalt und tot, trotz des drunten keimenden Frühlings. Das Bild wäre ergreifend und machtvoll genug und lohnte der Mühe, wenn es nichts weiter von unserem Aussichtspunkt zu sehen gäbe, als dieses unheimlich düstere Gebirgspanorama. Aber in diesem mächtigen Rahmen, vor diesem hoheitsvollen Hintergrunde erhebt sich nun des Menschen Werk, nicht minder gebietend und von starrer Größe als die umgebende Natur. Von uns fort, nach Osten und Westen, zieht die Mauer hin über das Bild, ein gewaltiges Bauwerk, so weit das Auge reicht den Gesichtskreis durchmessend. Auf einer etwa 6 Meter breiten Grundlage von Granitquadern erhebt sich die Mauer, ähnlich den Pekinger Stadtmauern, aber in kleinerem Maßstabe, aus großen gebrannten Ziegeln gemauert und innen die ganze Breite ausgefüllt mit einer festgestampften Lage von Lehm und Ziegelstücken. In regelmäßigen Zwischenräumen von etwa 150 Metern sind Türme errichtet, die etwa 15 Meter hoch sein mögen und mit ihren Schießscharten und Brustwehren kriegerisch genug dreinschauen. Oben ist die ganze Breite der Mauer von etwa 5 Meter mit Ziegeln gepflastert, so daß man bequem darauf entlang gehen kann von einem Turm zum andern, und das wunderbare Bild von immer neuen Gesichtspunkten in sich aufnehmen. Wir sind von Nankou aus nur etwa 400 Meter gestiegen, überhaupt nicht höher als 600 Meter überm Meeresspiegel und der Gesichtskreis ist daher nicht sehr weit. Aber auch in diesem Rundbild von nur wenigen Meilen tritt das Riesenhafte der Anlage eindrucksvoll zutage. Nicht wie eine grade, nach der Schnur gezogene Linie verläuft die Mauer, beweglich und wie mit eigenem Leben begabt senkt sie sich in die Thäler, klettert auf die Höhen und schmiegt sich den Umrissen des Gebirges an mit einer wunderbaren Kühnheit. Vor keinem Hindernis schreckt sie zurück; es ist, als ob sie geradezu die steilsten Gipfel aufsuche und auf den höchsten Graden entlang laufen möchte. Noch in weiter Ferne sieht man sie wie eine fabelhafte steingewordene Riesenschlange bergauf bergab klettern und ihre Türme die Gipfel krönen, als ob sie das ganze Land überschauen und beschützen wolle. Wie es heißt, bietet sich im Nordosten von Peking ein noch besserer Punkt zur Besichtigung der Mauer. Dort haben unzählige Flüsse und Rinnsale sich ihren Weg von den Bergen zur Ebene gebahnt und tiefe Furchen in die kahlen Hänge eingeschnitten. Die Mauer muß für jeden dieser Gebirgsbäche einen Durchgang offen lassen, Thor reiht sich an Thor, Paß an Paß. Da, wo der Tschauho durchbricht und Platz schafft für die Straße zum Sommerpalast der Mandschukaiser in Dschehol (Tschöngtöfu), beim Passe Kupekou, soll der Blick auf die Mauer noch weit großartiger sein als hier bei Pataling. Ich habe indessen bis jetzt noch niemand in Peking getroffen, der dort gewesen wäre und aus eigener Kenntnis einen Vergleich zwischen Kupekou und Pataling anstellen könnte. Einige Offiziere der kleinen Expedition, die in den ersten Tagen dieses Jahres Major v. Madai vom ersten Seebataillon gegen Miyünhsien unternahm, hatten Gelegenheit, chinesische Truppen das Thal hinauf zu verfolgen und bis dicht an die große Mauer zu gelangen. Aber der Dienst erlaubte ihnen nicht, einen Ausflug dahin zu machen. Obwohl Kupekou nur 211 Meter über dem Meeresspiegel liegt, soll man von dort aus mehr als 30 Kilometer weit sehen können in der Runde und die Mauer bis in nebelhafte Ferne verfolgen. Wir aber waren auch mit Pataling und seiner Mauer durchaus zufrieden. Ohne Zweifel ist dieser Teil des Bauwerks, der aus dem 6. Jahrhundert stammen soll und von den Mingkaisern vor etwa 500 Jahren erneuert worden ist, mit am besten erhalten und geeignet, ein zutreffendes Bild von der Großartigkeit der Anlage zu geben. Es ist in der That ein ungeheurer Gedanke, ein Riesenreich durch solch Riesenwerk gegen feindliche Einfälle zu schützen, ein Gedanke, der nur von einem großen Manne gefaßt und nur in China ausgeführt werden konnte, einem Lande, wo ein „Himmelssohn" unumschränkter Herr und Gebieter von 400 Millionen Unterthanen ist, wo weder Menschenleben noch Zeit irgend welchen Wert haben. Unwillkürlich steigen vor unseren Augen die Pyramiden von Giseh auf, ein anderes Beispiel eines ungeheuren, mit Riesenkraft und eisernem Willen in die That umgesetzten Gedankens. Aber die alten ägyptischen Könige Cheops, Schafra und Menkera haben das Vermögen ihres Landes und die Kraft ihres Volkes nur zur eigenen Verherrlichung mißbraucht. Noch ragen ihre Riesengrabdenkmäler in die trockene Wüstenluft hinein wie vor Jahrtausenden, und nach weiteren Jahrtausenden werden sie dastehen, unverwüstlich, unübertroffen als Denkmal eines einzigen Sterblichen und seiner Eitelkeit. Die chinesische Mauer aber wird immer den Ruhm haben, ein Werk königlicher Fürsorge gewesen zu sein, dem Gemeinwohl dienend, den Frieden des Landes schützend. Und darum ist sie doch nicht weniger groß und denkwürdig als die Pyramiden. Auch sie ist eines der Wunder der Welt geworden, ein Sprichwort für alle Völker und Zeiten. Man hat gesagt, wenn der Bewohner eines anderen Planeten aus unendlicher Ferne auf unsere Erde herabschauen könnte, kein anderes menschliches Bauwerk würde seinen Blick fesseln als die chinesische Mauer. Und in der That, nichts kann sich ihr vergleichen mit ihren dreitausend Kilometer Länge. Es giebt immer Leute, die in solchen Fällen eine krankhafte Neigung haben, unmögliche Dinge und Ziffern auszurechnen. Und so hat denn auch glücklich irgend ein Müßiggänger berechnet, mit den Steinen der chinesischen Mauer könne man eine Mauer aufrichten, die bei 1 Meter Höhe um den ganzen Aequator liefe. Das ist natürlich Unfug. Kein Mensch, der je die Mauer gesehen, wird auf solchen Gedanken einer Materialberechnung kommen. Dazu ist unsere Kenntnis des ganzen Bauwerks viel zu lückenhaft, und was wir kennen, ist selbst zu lückenhaft, um als Unterlage für solche arithmetische Scherze dienen zu können. Anschaulicher wäre es vielleicht zu sagen, die Länge der Mauer entspricht, von ihren inneren Abzweigungen gar nicht zu reden, der Entfernung zwischen Seine und Wolga, von Paris nach Astrachan.

Es ist merkwürdig, daß man überhaupt an dem Vorhandensein dieser chinesischen Mauer gezweifelt hat und so lange hat zweifeln können. Daran sind wohl zum Teil die Chinesen selbst schuld. Bei aller kleinlichen Sorgfalt ihrer geschichtlichen Ueberlieferungen sind sie immer sehr wortkarg und unbestimmt gewesen, wenn sie von der großen Mauer reden sollten. Keineswegs wird das Werk, trotz seines stolzen Namens des „Zehntausendmeilenwalles" als ein nationales Heiligtum betrachtet, worauf man stolz sein müsse. Vielmehr scheint es von den Gelehrten und Geschichtsschreibern immer mit Mißgunst angesehen worden zu sein. Und warum dieser Boycott, diese

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 6 Mark.
" " Rußland 3 Rubel.
" " Frankreich 7 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., a second-class matter.

4. Juni 1902.

Der Mai Monat des Jahres 1902 wird in der Zukunft ein Schreckensmonat in der Geschichte der Menschheit genannt werden.

Am 30. April 1902 wurde amerikanisches Rindfleisch in London zu 14 Cents per Pfund verkauft. In New York kostete es am selben Tage 24 Cents.

Maria Bruce, Scales Mound, Illinois, will ihre „Rundschau" nach genanntem Orte geschickt haben, und wir möchten ihren Wunsch ja auch gern erfüllen, wenn sie sagt, wohin sie das Blatt früher geschickt bekam.

W. J. Bryan sagt in seinem Blatte „The Commoner", daß die größte Gefahr für den Fleischtrust wohl nur darin bestehe, daß derselbe sich über die erfolglosen Bemühungen eines Herrn Krox, (Hauptanwalt) den Fleischtrust zu brechen, totlachen könnte.

Teschen Twedüster.

Jan: Hab ich Dir's nicht immer gesagt, Ohm Peter, daß wir keine Kolleges brauchen!

Peter: Wie in aller Welt kommst Du mit einemmale wieder aufs hohe Pferd! Erkläre Dich genauer.

J.: Wir brauchen keine Kolleges; Vorbereitungsschulen sind vollkommen hinreichend für uns.

P.: Ja wer sagt denn das?

J.: Ich, und letzthin hat's die „Rundschau" auch gesagt.

P.: In welcher Nummer?

J.; In Nummer 20.

P.: Darin steht nichts dergleichen.

J.: Was steht da denn?

P.: Da steht, daß die Vorbereitungsschulen in erster Linie gepflegt werden sollten, und daß nicht jede Schule eine Hochschule ist, die sich dafür ausgiebt, oder die sich wenigstens so nennen läßt.

J.: Na, ich werd mir das Stück noch einmal überlesen müssen.

P.: Das ist ein weiser Entschluß.

J.: Denkst Du, daß wir zu viele Kolleges haben?

P.: Nein, aber wenn wir noch viele bauen, dann geht das Ding ins Dumme hinein, wie so vieles in diesem schnelllebigen Land. Ich dächte, man sollte die Hochschulen, die wir haben recht unterstützen, damit dieselben imstande wären tüchtige Lehrkräfte anzustellen, als sich mit billigem Schund zu behelfen.

J.: Mir kommt es so vor, jetzt haust Du über die Schnur.

P.: Mag sein, daß ich bitter bin, aber seit ich mit Professor Benedikt Großmaul, S. O. B³ vom Peanut-Kollege bekannt geworden bin und ausgefunden habe, daß der Kerl weder Englisch noch Deutsch kann, daß sein ganzer Ruf erlogen und erstohlen war, indem man der großen Masse immer wieder vorsagt: „Ja, der Benedikt ist doch der Klügste im ganzen Land," bin ich traurig. Ich bin nur ein Farmer, aber soviel hat mir der „alte Franz" in Rußland noch beigebracht, daß ich ausfand, wie jämmerlich der Benedikt im Deutschen ist. Und doch ist er ein deutscher Lehrer.

J.: Wer wird denn so genau sein. Wenn die Leute sagen, er ist gut genug, dann ist er's auch.

P.: An dieser eigensinnigen Dummheit kann unser Volk geistig zu Grunde gehen. Siehst Du nicht, wie gerade unter Benedikts Anhängern und Gönnern alles Geistige und Geistliche futsch ist, und wie dort nur noch die leere, trostlose, öde Form geblieben ist?

J.: In geistiger Beziehung steht es freilich traurig um die Gemeinschaft.

P.: Und so ein pseudo-Professor Benedikt Großmaul, S. O. B³ giebt der Gemeinschaft den Todesstoß.

J.: Das wär schade.

P.: Deshalb glaubt auch die „Rundschau", daß wir viele Vorbereitungsschulen, aber nur eine beschränkte Anzahl von Kolleges unterstützen sollten, und daß wir nur wirklich gebildete christliche Lehrer anstellen sollten.

Das Sehnen der Kreatur.

Im Walde lag ich einst im kühlen Schatten,
Umwebt vom jungen, frischen Maiengrün.
Still sah mein Auge auf den weichen Matten
Der würz'gen Blumen farbenreiches Blühn
Und durch der hohen Bäume fahlen Schatten
Der holden Abendsonne leis Verglüh'n.
Und so von tiefer Ruh' umsponnen, schwanken
Mir traumhaft auf und nieder die Gedanken.

Da war es mir, als hört' ich leises Klagen,
Ein tiefes Seufzen, einen wilden Schrei.
Da war es mir, als ob hier einst erschlagen
Ein Menschenkind von einem Menschen sei,
Als müßt' die Erde jetzt sein Blut noch tragen
Und sänge dumpf die Sterbelitanei,
Als ob den roten Blumen in der Runde
Die Farbe käm' aus seiner Todeswunde.

Und mild vom Sterbeschein des Tags umflossen
Schien mir getränkt die Welt mit Menschenblut:
In wilden Schlachten mitleidslos vergossen,
In Brudermord und wilder Zorneswut,
In stiller Nacht, vom Mondschein übergossen,
Und bei des jungen Tages lichter Glut,
Mit Zornesblick und heuchelnder Geberde,
Zu jeder Zeit, auf jedem Fleck der Erde.

Und riesengroß wuchs da der Menschheit Sünde
Vor der erbebten Seele jäh empor....
Nun füllt mit Thränen alle Erdenschlünde,
Laßt Zähren fallen aus des Himmels Thor,
Schöpft aus das Meer bis in die tiefsten Gründe,
Preßt die verborgnen Quellen all hervor:
Sie tilgen nicht der Menschen Frevelspuren
Und stillen nicht den Schmerz der Kreaturen.

Die Erde seufzt, es klagen dumpf die Winde,
Die Wolken brüllen auf im Donnerton;
Es schleicht mit bangem Schrei das Waldgesinde
Zum dichten Teil des Forstes scheu davon,
Die Käfer seufzen in der Bäume Rinde,
Der Vöglein Lied entquillt ein Klageton—
Aus allem Leben, selbst aus der Verwesung
Klingt wirr ein Schrei, der Schrei: Erlösung!

Erlösung! — Dir erst muß sie werden,
Du Schuldbeladner, von der Sünde Fron,
Durch den allein, der hier in Knechtsgeberden
Die Schuld getilgt als ein'ger Gottessohn —
Dann wird der Schrei der Kreatur auf Erden
Sich wandeln einst in frohen Jubelton.
Durch dich, um dessentwillen sie getroffen
Der Gottesfluch, kann sie Erlösung hoffen.

Und eine Mahnung hört' ich ernst erklingen
Aus all dem Raunen dort in Wald und Feld:
Nun hilf auch du, daß Lebenstöne dringen
Vom Kreuz auf Golgatha in alle Welt,
Daß heil'ge Liebesbande fest sich schlingen
Um alle Erden und des Himmels Zelt—
Durch Liebe tilg' der Sünde Todesspuren,
Erlöst, — Erlöser sei den Kreaturen!

Heinrich Rembe.

Briefkasten.

P. F. — Das Lied vom Erdbeben in Lissabon ist schon früher in der „Rundschau" gewesen.

Aid Plan.

J. Hiebert, Altona. — Ehe ich Ihre Frage im Blatte erörtere, möchte ich die Schatzmeister um ihre Meinung fragen. Bitte also um etwas Geduld. Gruß Schreiber.

Jede neue Applikation muß laut Regeln mit 25 Cents Einschreibgebühren begleitet sein. Jede Zuschreibung macht eine neue Applikation. Streichungen kosten nichts. Jeder Distrikt hat seine Lokalausgaben zu decken.

Warum darf ein Aid Plan Distriktschreiber keinen Gehalt ziehen?

Weil der Aid Plan keine Versicherungs-Gesellschaft ist, die Geschäfte thun will, wie die weltlichen Versicherungs-Gesellschaften. Der Distrikt soll seinem Schreiber die Unkosten vergüten, aber einen festen Jahresgehalt zu bestimmen, sollte vermieden werden. Die Gesetze einiger der V. St. verlangen, daß eine V. Gesellschaft, die in einem Staate „Geschäfte" thun will und zu diesem Zwecke „bezahlte" Kräfte anstellt, von diesem Staate zuerst licensierte Erlaubnis haben muß. Sollte nun der Aid Plan in jedem Staate, wo er vertreten ist, die erforderliche Licenz bezahlen, so könnte er einfach nicht existieren. Damit niemand den Aid Plan als eine Insurance Co. hinstelle, dürfen wir auch keine anderen als Gemeindeglieder im Aid Plan haben. Immer wieder kommen Anfragen, ob nicht der und der, weil er doch so gut und ehrlich sei, in den Aid Plan dürfe, obzwar er sich noch keiner Gemeinde angeschlossen, oder obzwar er Lutheraner sei. Der Aid Plan ist eine kirchliche Institution und deshalb dürfen wir keine anderen als mennonitische Glieder aufnehmen. Zu welcher der vielen mennonitischen Gemeinden der Applikant gehört, bleibt sich ganz gleich.

Die chinesische Mauer.

Gar mancher Reisender hat die Mauern, die beim Eingang des Nankoupasses sich von den Höhen zum Thale senken, für die große chinesische Mauer angesehen, und auch die Thalsperren, die weiter oben bei Küyungkwan und Schangkwan quer über die Bergstraße ziehen, haben sich gefallen lassen müssen, von Ausflüglern und gelegentlich sogar von ernsthafteren Reisenden als die große Mauer Chinas gefeiert zu werden. Erst die dritte Mauer aber, die man bei Pataling, kurz vor dem Ausgang des Passes, erreicht, ist wirklich das altberühmte Bauwerk, das zu den großen Sehenswürdigkeiten des Landes gehört, die in der ganzen Welt sprichwörtlich und sinnbildlich für's Chinesentum gewordene „Große Mauer", von der wir schon in unserer Fibel gelesen, von der unsere Politiker gern reden, wenn sie von der „hinter seiner großen Mauer" so dunkelhaft trotzigen Abgeschlossenheit Chinas sprechen.

Genau genommen ist allerdings auch die Patalinger Mauer nicht die eigentliche große, nicht das Wan Li Tschang Tschöng, der „zehntausend Meilen lange Wall!" Wenn man aber in Peking von der großen spricht, so meint man immer ohne Weiteres die im Nankoupaß, die eben die einzige ist, die sich von der

Hauptstadt aus ohne allzu große Beschwerden erreichen läßt. Man muß nämlich unterscheiden zwischen der äußern und innern Mauer. Die äußere ist die altberühmte Reichsgrenze, der gegen die Mongolen und Tartaren errichtete Schutzwall, der sich etwa 3000 Kilometer weit an der Nordlinie der Provinzen Tschili, Schansi, Schensi und Kansu entlang zieht und sich in der That von Schanheikwan, dem jetzt durch die Besetzung der Verbündeten so bekannt gewordenen Eisenbahnpunkt an der mandschurischen Grenze, das heißt also vom Meerbusen von Petschili bis an die äußerste Westgrenze des eigentlichen chinesischen Reiches erstreckt, bis an die Festung Kiayükwan im äußersten Kansu, wo die uralte Handelsstraße des Yümöns aus Mittelasien den Anschluß an die Karawanenwege Chinas findet. Von diesem Riesenbau, der ohne Zweifel zu den größten Leistungen menschlicher Thatkraft gerechnet werden muß, ist die innere Mauer nur eine Abzweigung, die einen länglich runden Zipfel der Nordspitzen von Tschili und Schansi noch einmal besonders umfaßt. Hier hat die ursprünglich als rein militärische Anlage gedachte Mauer ihren Zweck besser und länger erfüllt, als in dem äußeren Teil, hier haben deshalb noch die Kaiser des letzten einheimischen Herrscherhauses den ganzen Bau gründlich wieder ausgebessert und in einer Form neugebaut, die diesem kleinern und jüngern Teil ein viel größeres Interesse verleiht, als der eigentlichen alten Mauer, die heute meist nichts mehr als ein zerfallener Lehmwall mit bröckelnden Wachttürmen ist und vielleicht nie sehr stark gewesen ist. Diese kleinere Innenmauer mißt nicht mehr als etwa — auf der Richthofenschen Karte gemessen — 300 Kilometer, ist also nur ein Zehntel so lang als die äußere, wenn man von der an der Grenze Schansis verlaufenden Abzweigung absieht, die sich noch etwa 140 Kilometer weit nach Süden herunterzieht, und für die Allgemeinheit augenblicklich dadurch bemerkenswert geworden ist, daß deutsche Truppen seit dem Gefecht von Tsekingkwan diese ehrwürdige Verteidigungslinie besonders ergiebig an wirklichen Kampfgelegenheiten gefunden haben.

An malerischem Reiz und geschichtlichem Interesse kann die Patalinger Mauer durch die Erkenntnis nicht einbüßen, daß sie nicht zur eigentlichen Zehntausendmeilenmauer gehört. Wenn man durch das Steinthor der „acht hohen Gipfel" (Pataling) schreitet und nach Osten oder Westen auf den einen der zur Aussicht einladenden Türme steigt, bietet sich einem ein überraschendes Rundbild. Eine Berglandschaft, erhaben, von großartigsten Formen und kühnen Umrissen, aber einförmig und tot in der Farbe, schauerlich öde und kahl mit ihren nackten Felsen und scharf herausmodellierten Graten und Thälern. Keine grünen Halden bedecken die Hänge, keine stattlichen Bäume oder dichten Gebüsche bezeichnen die Thäler — alles ist starr und unfruchtbar, kalt und tot, trotz des drunten keimenden Frühlings. Das Bild wäre ergreifend und machtvoll genug und lohnte der Mühe, wenn es nichts weiter von unserem Aussichtspunkt zu sehen gäbe, als dieses unheimlich düstere Gebirgspanorama. Aber in diesem mächtigen Rahmen, vor diesem hoheitsvollen Hintergrunde erhebt sich nun des Menschen Werk, nicht minder gebietend und von starrer Größe als die umgebende Natur. Von uns fort, nach Osten und Westen, zieht die Mauer hin über das Bild, ein gewaltiges Bauwerk, so weit das Auge reicht den Gesichtskreis durchmessend. Auf einer etwa 6 Meter breiten Grundlage von Granitquadern erhebt sich die Mauer, ähnlich den Pekinger Stadtmauern, aber in kleinerem Maßstabe, aus großen gebrannten Ziegeln gemauert und innen die ganze Breite ausgefüllt mit einer festgestampften Lage von Lehm und Ziegelstücken. In regelmäßigen Zwischenräumen von etwa 150 Metern sind Türme errichtet, die etwa 15 Meter hoch sein mögen und mit ihren Schießscharten und Brustwehren kriegerisch genug dreinschauen. Oben ist die ganze Breite der Mauer von etwa 5 Meter mit Ziegeln gepflastert, so daß man bequem darauf entlang gehen kann von einem Turm zum andern, und das wunderbare Bild von immer neuen Gesichtspunkten in sich aufnehmen. Wir sind von Nankou aus nur etwa 400 Meter gestiegen, überhaupt nicht höher als 600 Meter überm Meeresspiegel und der Gesichtskreis ist daher nicht sehr weit. Aber auch in diesem Rundbild von nur wenigen Meilen tritt das Riesenhafte der Anlage eindrucksvoll zutage. Nicht wie eine grade, nach der Schnur gezogene Linie verläuft die Mauer, beweglich und wie mit eigenem Leben begabt senkt sie sich in die Thäler, klettert auf die Höhen und schmiegt sich den Umrissen des Gebirges an mit einer wunderbaren Kühnheit. Vor keinem Hindernis schreckt sie zurück; es ist, als ob sie geradezu die steilsten Gipfel aufsuche und auf den höchsten Graden entlang laufen möchte. Noch in weiter Ferne sieht man sie wie eine fabelhafte steingewordene Riesenschlange bergauf bergab klettern und ihre Türme die Gipfel krönen, als ob sie das ganze Land überschauen und beschützen wolle. Wie es heißt, bietet sich im Nordosten von Peking ein noch besserer Punkt zur Besichtigung der Mauer. Dort haben unzählige Flüsse und Rinnsale sich ihren Weg von den Bergen zur Ebene gebahnt und tiefe Furchen in die kahlen Hänge eingeschnitten. Die Mauer muß für jeden dieser Gebirgsbäche einen Durchgang offen lassen, Thor reiht sich an Thor, Paß an Paß. Da, wo der Tschauho durchbricht und Platz schafft für die Straße zum Sommerpalast der Mandschukaiser in Dschehol (Tschöngtöfu), beim Passe Kupekou, soll der Blick auf die Mauer noch weit großartiger sein als hier bei Pataling. Ich habe indessen bis jetzt noch niemand in Peking getroffen, der dort gewesen wäre und aus eigener Kenntnis einen Vergleich zwischen Kupekou und Pataling anstellen könnte. Einige Offiziere der kleinen Expedition, die in den ersten Tagen dieses Jahres Major v. Madai vom ersten Seebataillon gegen Miyünhsien unternahm, hatten Gelegenheit, chinesische Truppen das Thal hinauf zu verfolgen und bis dicht an die große Mauer zu gelangen. Aber der Dienst erlaubte ihnen nicht, einen Ausflug dahin zu machen. Obwohl Kupekou nur 211 Meter über dem Meeresspiegel liegt, soll man von dort aus mehr als 30 Kilometer weit sehen können in der Runde und die Mauer bis in nebelhafte Ferne verfolgen. Wir aber waren auch mit Pataling und seiner Mauer durchaus zufrieden. Ohne Zweifel ist dieser Teil des Bauwerks, der aus dem 6. Jahrhundert stammen soll und von den Mingkaisern vor etwa 500 Jahren erneuert worden ist, mit am besten erhalten und geeignet, ein zutreffendes Bild von der Großartigkeit der Anlage zu geben. Es ist in der That ein ungeheurer Gedanke, ein Riesenreich durch solch Riesenwerk gegen feindliche Einfälle zu schützen, ein Gedanke, der nur von einem großen Manne gefaßt und nur in China ausgeführt werden konnte, einem Lande, wo ein „Himmelssohn" unumschränkter Herr und Gebieter von 400 Millionen Unterthanen ist, wo weder Menschenleben noch Zeit irgend welchen Wert haben. Unwillkürlich steigen vor unseren Augen die Pyramiden von Giseh auf, ein anderes Beispiel eines ungeheuren, mit Riesenkraft und eisernem Willen in die That umgesetzten Gedankens. Aber die alten ägyptischen Könige Cheops, Schafra und Menkera haben das Vermögen ihres Landes und die Kraft ihres Volkes nur zur eigenen Verherrlichung mißbraucht. Noch ragen ihre Riesengrabdenkmäler in die trockene Wüstenluft hinein wie vor Jahrtausenden, und nach weiteren Jahrtausenden werden sie dastehen, unverwüstlich, unübertroffen als Denkmal eines einzigen Sterblichen und seiner Eitelkeit. Die chinesische Mauer aber wird immer den Ruhm haben, ein Werk königlicher Fürsorge gewesen zu sein, dem Gemeinwohl dienend, den Frieden des Landes schützend. Und darum ist sie doch nicht weniger groß und denkwürdig als die Pyramiden. Auch sie ist eines der Wunder der Welt geworden, ein Sprichwort für alle Völker und Zeiten. Man hat gesagt, wenn der Bewohner eines anderen Planeten aus unendlicher Ferne auf unsere Erde herabschauen könnte, kein anderes menschliches Bauwerk würde seinen Blick fesseln als die chinesische Mauer. Und in der That, nichts kann sich ihr vergleichen mit ihren dreitausend Kilometer Länge. Es giebt immer Leute, die in solchen Fällen eine krankhafte Neigung haben, unmögliche Dinge und Ziffern auszurechnen. Und so hat denn auch glücklich irgend ein Müßiggänger berechnet, mit den Steinen der chinesischen Mauer könne man eine Mauer aufrichten, die bei 1 Meter Höhe um den ganzen Aequator liefe. Das ist natürlich Unfug. Kein Mensch, der je die Mauer gesehen, wird auf solchen Gedanken einer Materialberechnung kommen. Dazu ist unsere Kenntnis des ganzen Bauwerks viel zu lückenhaft, und was wir kennen, ist selbst zu lückenhaft, um als Unterlage für solche arithmetische Scherze dienen zu können. Anschaulicher wäre es vielleicht zu sagen, die Länge der Mauer entspricht, von ihren inneren Abzweigungen gar nicht zu reden, der Entfernung zwischen Seine und Wolga, von Paris nach Astrachan.

Es ist merkwürdig, daß man überhaupt an dem Vorhandensein dieser chinesischen Mauer gezweifelt hat und so lange hat zweifeln können. Daran sind wohl zum Teil die Chinesen selbst schuld. Bei aller kleinlichen Sorgfalt ihrer geschichtlichen Ueberlieferungen sind sie immer sehr wortkarg und unbestimmt gewesen, wenn sie von der großen Mauer reden sollten. Keineswegs wird das Werk, trotz seines stolzen Namens des „Zehntausendmeilenwalles" als ein nationales Heiligtum betrachtet, worauf man stolz sein müsse. Vielmehr scheint es von den Gelehrten und Geschichtschreibern immer mit Mißgunst angesehen worden zu sein. Und warum dieser Boycott, diese

Verachtung und Gleichgiltigkeit gegenüber derjenigen Aeußerung des Christentums, die von den Fremden immer am meisten bewundert worden ist? Weil der erste Erbauer der Mauer, Kaiser Tschinschi Hwangti, derselbe gewaltige Mann war, der eines schönen Tages die ganze Litteratur des Landes zu verbrennen befahl, weil sie ihm jeden gesunden Fortschritt zu hindern schien mit ihren starren Lehren vom Festhalten am Alten, von der abgöttischen Verehrung des Vergangenen und Toten. Das haben ihm die Gelehrten, deren ganzes Dasein, deren Autorität beim Volke nur in diesem Kult des Alten liegt, nicht vergessen können. Sie vergessen darum, aus gekränkter Eitelkeit, daß Tschinschi zuerst die verschiedenen Fürstentümer zu einem großen China geeinigt hat, daß er der Urheber des größten Wunderwerks ihres Landes gewesen ist. Daher ist es heute für die Gelehrten unserer Länder so schwierig, zuverlässige Daten über Entstehung und Alter der großen Mauer zu sammeln. Die fleißigen chinesischen Komplikatoren der alten Geschichtsschreiber, die aus Tausenden von Bänden ungeheure Sammelwerke und Nachschlagebücher zusammengestellt haben, lieben es, über Tschinschi und seine Mauer mit wenigen Worten hinweg zu gehen. Wie dem auch sei, die große Mauer von Pataling ist und bleibt eines der merkwürdigsten Menschenwerke, die man sehen kann. Ich habe die große Mauer sowohl an der mongolischen Grenze wie in ihrem südlichen, zwischen Schansi und Tschili laufenden Zweig, gesehen. Hier im Nankoupaß erscheint sie ohne Zweifel in ihrer großartigsten Gestalt, und sie hier gesehen zu haben, ist für jeden ein Ereignis.

Friedrich Wilhelm 4. und der russische Dichter Shukowski.

50 Jahre waren dieser Tage seit dem Tode des berühmten russischen Dichters Shukowski, des Erziehers des Zaren Alexander 2., verflossen. Unter den Artikeln, die die russischen Zeitungen und Zeitschriften zur Erinnerung an Shukowski veröffentlichten, finden sich auch solche, die für deutsche Leser Interesse haben. Shukowski weilte in den Jahren 1820 und 1821 meistenteils in Berlin und fand hier Gelegenheit, mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der später als Friedrich Wilhelm 4. den Thron bestieg, häufig zusammenzukommen. Es entspann sich zwischen den beiden Männern ein inniges Freundschaftsbündnis, das auch nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms fortdauerte. Ein Beweis dafür sind die vielen herzlichen Briefe, die der König an Shukowski richtete und die jetzt von einer russischen Monatsschrift zum ersten Male herausgegeben werden. Besonders interessant ist ein in französischer Sprache abgefaßter Brief, den der König am 25. Juli 1840, also unmittelbar nach seiner Thronbesteigung an Shukowski schrieb. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Teurer und lieber Freund! Dieser Brief verfolgt zwei Zwecke, die schlecht zu einander passen, aber die wenigen freien Augenblicke, über die ich verfüge, zwingen mich in einen Haufen zu werfen, was gar nicht zusammengehört. Vor allen Dingen möchte ich Sie mit beiden Händen umarmen und Ihnen herzlichen Dank ausdrücken für den im Stile und im Gedankengange so schönen Brief, den Sie mir, teurer Freund, geschrieben haben. „Ich habe den Brief mit stürzenden Thränen gelesen" (deutsch im Text). Ihr edles Herz, Ihre schöne Seele spiegelt sich in Ihrem Briefe vollkommen wieder. Von allen den Worten zu Ehren meines vielgeliebten Vaters und Königs, die ich in dieser Zeit gelesen, sind Ihre Worte unvergleichlich die schönsten und würdigsten; das sind eben Worte eines wahren Dichters, d. h. eines Mannes, der nicht den Einflüssen seiner Verdauungsorgane (verzeihen Sie mir den trivialen, aber wahren Ausdruck) unterliegt, sondern den Eingebungen göttlichen Geistes folgt. Die zweite Absicht, die diesem meinem Briefe zu Grunde liegt, ist ganz konventionell, und der Dichter-Prophet dürfte sich mit Recht darüber ärgern, daß er mit dem Haufen der Höflinge vermengt wird, wenn sein Herz ihn nicht die Freundeshand durchfühlen ließe. Mit einem Worte, teurer Shukowski, ich verleihe Ihnen den Stern des Roten Adlerordens 2. Klasse. Nach den vom König festgesetzten Statuten des Ordens muß jeder Ordensritter die einzelnen Stufen in der bestimmten Reihenfolge beschreiten. Treten Sie daher, teurer Freund, mit leichtem Herzen auf die Uebergangsstufe. Nach erfüllter Pflicht umarme ich Sie noch einmal, in der süßen Hoffnung, daß ich Sie oft wiedersehen werde, und daß Sie infolge der Freundschaft, die Sie mir widmen, nicht zu erröten brauchen. Vale. Friedrich Wilhelm." Der Brief Shukowskis, auf den dieses Antwortschreiben des Königs folgte, ist leider unbekannt.

Welchen Gedanken die Zeit
einmal erkoren,
Der ist gefeit und beschworen
Und wird ewig wiedergeboren
Trotz allem Widerstreit.

Lingg.

Landwirtschaftliches.

Das amerikanische Merino-Schaf.

Auf den jährlichen landwirtschaftlichen Ausstellungen in den Staaten Vermont, New York, Wisconsin und Michigan giebt es eine besondere Klasse für amerikanische Merinos, und die Preisrichter machen ihre Entscheidung ganz davon abhängig, in welchem Maße die vorgeführten Tiere dem ursprünglichen Charakter der Merino-Rasse entsprechen. Sie verlangen ein Schaf von richtiger Größe und guten Formen, dabei faltenreich und an allen Körperteilen dicht mit kräftiger Wolle besetzt, die einen öligen Schweiß haben soll. In Ohio, Indiana und Illinois findet man auf den Ausstellungen für das amerikanische Merinoschaf ebenfalls eine besondere Klasse, doch würde man dort nach einem Schaf, wie das oben beschriebene, lange suchen müssen, selbst wenn man Tiere mit vielen Falten und schweißiger Wolle sähe. Dort will man ein großes starkknochiges Schaf haben, mit nur wenigen Falten im Genick und einem Wollstapel, so fest und dicht, wie er bei einem derartigen Tier nur immer möglich ist. Die Mutterschafe werden sowohl mit einem amerikanischen Merino-, wie mit einem Delaine-Bock gepaart, häufiger jedoch mit dem letzteren. Auf diese Weise wurde dort seit vielen Jahren gezüchtet, bis sich neuerdings die Notwendigkeit herausgestellt hat, ab und zu auch wieder zu dem alten amerikanischen Merino zurückzukehren, um die vielen kahlen Stellen wieder zu besetzen und ein besseres Schurgewicht zu erreichen. Und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Züchtungsversuche guten Erfolg gehabt haben. Denn auf den „Fairs" in Ohio, Indiana und Illinois werden regelmäßig eine ganze Anzahl von Schafböcken zum Preise von $50 bis $200 das Stück verkauft, während von den faltenreichen, feinwolligen und starkschweißigen amerikanischen Merinos auch nicht einer loszuschlagen ist. In einigen anderen Staaten der Union finden wir die amerikanischen Merinos nicht als besondere Klasse aufgeführt; es ist also anzunehmen, daß man dort von ihrer hohen Bedeutung für die amerikanische Schafzucht keine Vorstellung hat.

Viele Jahre und auch große Geldsummen sind darauf verwendet worden, den ursprünglichen Charakter der Amerikanischen Merinos zu veredeln und zu verbessern. Und was sind die Folgen gewesen? Wenn die tüchtigsten und strebsamsten Züchter ihre Heerden endlich soweit hatten, wie sie ihrer Meinung nach sein sollten, traten unvorhergesehene Verhältnisse ein, und sie mußten die bittere Enttäuschung erleben, daß ihre mit so großen Mühen und Kosten herangezüchteten Tiere niemand haben wollte. Während sie daheim auf's eifrigste damit beschäftigt waren, die Veredlung ihrer Schafrasse durchzuführen, entstanden draußen auf den großen Prairien, sowie weiterhin über Berg und Thal, wo man früher nie geglaubt hatte, daß Schafe dort Weide finden könnten, große Schaffarmen, auf denen Millionen von Schafen gehalten werden. Es war nur noch Nachfrage da nach einer ganz anderen Klasse von Schafen, als die, welche sie bisher züchteten. Man verlangte ein großes, glattes, für anhaltend weite Weidegänge geeignetes Schaf, wobei es kaum noch darauf anzukommen schien, ob das Tier auch Wolle auf dem Leibe hatte oder nicht. So blieb den enttäuschten Züchtern nichts anders übrig, als sich nach anderen Böcken umzusehen, und da waren gerade Tiere, wie sie in Ohio und Indiana gezüchtet wurden — die Kreuzungen zwischen Amerikanischem Merino und Delaine —, dasjenige, was man haben wollte. Diese Nachfrage nach einem großen, glatten Schaf führte zu der Einführung der französischen Merinos und Rambouillets. Der ganze Westen und Nordwesten war geradezu vernarrt in diese Tiere, und es gab kaum noch einen Schafzüchter im Lande, der nicht von dieser Krankheit angesteckt gewesen wäre.

Trotz alledem scheint aber Eins festzustehen, nämlich: Wenn wir es für nötig halten, unserer Schafzucht eine andere Richtung zu geben, um eine feinere, dichtere, schweißigere und damit schwerere Wolle zu gewinnen, so müssen wir das amerikanische Merino dazu benützen. Die Leute, welche den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgabe in der Hand halten, werden also diejenigen Züchter sein, welche die faltenreichen amerikanischen Merinos mit dem dichten Wollstapel und dem großen Schurgewicht haben. Werden diese mit dem richtigen Bock gepaart, so können wir von ihnen „das Schaf der Zukunft" ziehen, genau das, was auf der großen Schaffarm zur Veredlung der jetzigen Heerden verlangt wird. Es würde sich empfehlen, eine Merino-Mutter mit einem direkt importierten Rambouillet-Bock — oder doch einem von einem importierten gezüchteten — zu paaren; natürlich nicht mit einem Ausschußtier, wie sie den amerikanischen Züchtern von den Händlern nur zu oft angedreht werden. Ebenso müßten Rambouillet-Mütter nur einem amerikanischen Merino-Bock

der besten Sorte zugewiesen werden. Eine Kreuzung dieser beiden Rassen bewirkt, wenn das Zuchtmaterial von beiden Seiten ein gutes war, geradezu Wunder. Das Produkt solcher Kreuzung wird eine feinere Wolle mit dichterem Stapel und mehr Oel haben, als das ursprüngliche Rambouilletschaf. Ferner wird es an Beinen und Flanken mehr Wolle haben und mindestens ein Drittel mehr Wolle scheeren. In Vergleich mit dem amerikanischen Merino wird die aus solcher Kreuzung hervorgegangene Nachzucht größer und weniger faltenreich, dabei stärker und abgehärteter sein, und bei der Schur ein Wollvließ liefern, mit welchem jeder Züchter zufrieden sein muß; also mit einem Wort; es wird eins der besten, brauchbarsten Schafe sein. Finden sich nach der ersten Kreuzung noch Tiere, welche zu glatt sind, zu lose, trockene Wolle haben und am Bauch nur schlecht besetzt sind, so paart man diese wieder mit einem amerikanischen Merino-Bock; Tiere dagegen, die zu viele Falten haben und zu klein geblieben sind, übergiebt man einem Rambouillet-Bock.

Was müssen wir nun also thun, um ein Schaf zu züchten, welches den heutigen Anforderungen zu genügen vermag? Sollen wir dem Vorgang der Züchter in Ohio folgen und mit Delaines kreuzen, oder sollen wir zu der nötigen Kreuzung Rambouillets benutzen? Das letztere ist jedenfalls vorzuziehen; das aus solcher Kreuzung hervorgegangene Schaf ist ohne Zweifel für Amerika das „Schaf der Zukunft". Dem einzigen Einwand, der dagegen erhoben werden kann, daß solche Tiere nicht registriert werden können, ließe sich dadurch begegnen, daß ein Zuchtverein gegründet würde, welcher ein Heerdenbuch anlegen läßt, so daß Käufern jederzeit Gelegenheit geboten ist, sich darüber zu informieren, wo sie die besten und ihren Zwecken am meisten entsprechenden Tiere finden können.

Pferdekrippen.

Die hohen Raufen und hohen Krippen in Pferdeställen sind in keiner Weise von Nutzen, sondern schädlich. In einem gut eingerichteten Pferdestalle sollten die Raufen ganz wegfallen und die Krippen so niedrig sein, daß die Pferde das Heu gleichsam vom Boden auffressen, in welcher Art sie ja auch in der Natur das Futter aufnehmen. Es lassen sich dadurch bei den Pferden oft sehr nachteilige Augenleiden vermeiden, welche durch die herabfallenden scharfen Heuteilchen u. s. w. beim Fressen aus den Raufen leicht verursacht werden. Bei hochangebrachten Raufen und Krippen, wie man sie in vielen Ställen trifft, erleiden die Pferde, besonders aber die Fohlen, auch noch weitere, manchmal recht schwerwiegende Schäden, so durch das beständige Hochhalten des Halses eine Senkung des Rückens und durch die ungleichmäßige Anstrengung der Füße und Hufe auch Fehler an diesen wichtigen Körperteilen.

Die Krippen sollten möglichst tief sein, um auch das Heu darin geben zu können. Die Höhe des oberen Randes der Krippe sollte nicht über drei Fuß, vom Fußboden aus, betragen, die Tiefe der Krippe zwei Fuß vom oberen Rande bis zur Sohle; auch sollte die Krippe genügend breit und lang sein. Daraus frißt dann das Pferd sein Heu und sein Häckselfutter mit größter Bequemlichkeit und ohne irgendwie Schaden zu nehmen. Für Körner- und Rübenfutter wird auf der einen Seite in der Krippe ein genügend großes Abteil gemacht, das vom oberen Rande aus nur die halbe Tiefe der Krippe durch einen eingesetzten Boden erhält.

Wo viel eingestreut wird und der Dünger im Stalle eine Zeitlang liegen bleibt, muß die Krippe zum Höherstellen eingerichtet sein. Am einfachsten läßt sich das dadurch bewerkstelligen, daß die Krippe zwischen vier Ständern steht; diese haben in verschiedener Höhe angebrachte Löcher; durch dieselben steckt man wagerecht eine zwei bei vier Zoll starke Latte, auf der die Krippe steht. Soll die Krippe höher gestellt werden, so wird diese hochgehoben und die Latte in die nächst höheren Löcher gesteckt.

Hausarzt.

Soll man nach Tisch schlafen?

Diese wichtige, viel umstrittene Frage findet eine sachverständige Beantwortung durch Hofrat Dr. Wurm in der letzten Nummer der Natur. Dr. Wurm stützt sein Urteil auf langjährige Erfahrungen und Beobachtungen. Er selbst kennt eine ganze Anzahl Personen, welche, wenn sie gleich nach dem Essen gehen, eine Billardpartie etc. machen, von heftigen Verdauungsstörungen befallen werden. Es stellt sich überhaupt nach einem reichlichen Mahle stets ein natürliches Ruhebedürfnis, sogar ein leicht fieberhafter Zustand beim Menschen ein, der indessen trotz der begleitenden Temperatursteigerung und Herzerregung keineswegs krankhaft zu nennen ist. Namentlich bei Kopfarbeitern sammeln sich leicht bis Mittag schon so viele schlafmachende Ermüdungsstoffe im Gehirn an, daß der instinktiven Aufforderung zur Ruhe Gehör geschenkt werden sollte. Aus alledem ergiebt sich klar die diätetische Regel, nach dem Essen entweder unter ruhigem Plaudern, oder bei leichter Lektüre etc. sitzen zu bleiben, oder aber — besonders wenn der Vormittag mit geistigen Anstrengungen ausgefüllt gewesen ist — ein etwa halbstündiges Schläfchen zu thun und somit Gehirn- wie Magenfunktion gleichzeitig zu unterstützen. Ein langer Nachmittagsschlaf macht schlaff, benommen und beeinträchtigt den Nachtschlaf, und Personen mit Herzfehlern, Aderverkalkung, Kopfwallungen oder Fettleibigkeit sollten überhaupt ganz verzichten; solchen Personen thut eine Ruhe vor dem Essen außerordentlich gut. Schade nur, daß ein Vortischschlaf selten in unsere Tageseinteilung passen würde! Höchstens die kräftigen Verdauungsorgane gesunder Kinder gestatten ein ausgelassenes Tummeln im Garten oder auf der Eisbahn gleich nach dem Essen. Eigentlich Kranke sollten sich stets nach den ärztlichen Anordnungen richten. Wie wichtig die Ruhe nach der Nahrungsaufnahme ist, geht aus einem Versuche des berühmten französischen Forschers Claude Bernard hervor. Er fütterte zwei gleiche Jagdhunde des Morgens gleichmäßig und nahm den einen zu einer den ganzen Tag dauernden Jagd mit, während er den zweiten in die Hütte sperrte. Am Abend wurden beide Hunde getötet und ihr Magen untersucht. Dabei zeigte sich, daß der nach dem Fressen eingesperrte Hund sein Futter gänzlich verdaut hatte. Es ist überdies bekannt, daß gerade die Tiere sich instinktiv nach dem Fressen ruhig niederlegen.

Kuba.

Havana, 30. Mai. — Als die Bewohner heute früh erwachten und ihre Blicke nach dem hiesigen Hafen richteten, erblickten sie das Wrack der „Main" im Festschmuck. Der Präsident Palma hatte, um das Andenken der 200 braven Amerikaner zu ehren, welche auf dem Schiffe den Tod fanden, das Wrack mit amerikanischen und kubanischen Flaggen, Rosengewinden und Kränzen zieren lassen. In den amerikanischen Kirchen wurden Gedächtnis-Gottesdienste gehalten.

Ein Kampfplatz ist die Welt; das Kränzlein und die Kron'
Trägt keiner, der nicht kämpft, mit Ruhm und Ehr' davon.
Aug. Silesius.

Zeitereignisse.

Südafrika.

London, 29. Mai. — Der Führer der Regierungspartei im Unterhause, A. J. Balfour, erklärte auf eine Anfrage, er hoffe am nächsten Montag in der Lage zu sein, Näheres über die Friedensverhandlungen in Südafdika mitteilen zu können.

Herr Balfour sagte:

„Ich kann es nicht mit Bestimmtheit versprechen, möchte aber bemerken, daß es keine Eile mit der Aufnahme der Budgetberatung hat, ehe die Erklärung abgegeben werden kann."

Im weiteren Verlaufe der Rede bemerkte er:

„Diese neue Phase des Hangens und Bangens ist unvernünftiger Weise einer Meinungsverschiedenheit im Ministerium in der Budgetfrage zur Last gelegt worden. Das ist unrichtig, Es kann dem Hause nicht zugemutet werden, den Haushaltsplan zu erörtern, ehe wir wissen, wie es mit den Verhandlungen steht."

Trotz der vorgeblichen Unsicherheit Herrn Balfour's herrscht weder im Hause noch sonst irgendwo der leiseste Zweifel daran, daß am Montage der endgültige Friedensschluß verkündet werden wird.

Die gestern abend gemeldete Gefangennahme des Kommandanten Malan in Middelburg, Kapkolonie, lenkt die Aufmerksamkeit auf das Wiedererwachen der Rebellion in der Kapkolonie. Der Kommandant Malan, war der Nachfolger des erschossenen Kommandanten Sheepers und übernahm nach der Gefangennahme Kruitzinger's das Oberkommando der Burentruppen in der Kapkolonie. Malan geriet tödlich verwundet in die Hände des Majors Collett. Er war einer der Unversöhnlichen, welche sich weigerten, Delegaten zur Friedenskonferenz nach Vereinigung zu senden.

Nach den letzten Nachrichten, die ohne durch den Censur verstümmelt zu werden, von Kapstadt hierher gelangten, befinden sich die Buren in der Kapkolonie noch im Besitze von mindestens 22 Ortschaften, und haben noch mehr als ein Dutzend gut berittener und bewaffneter Abteilungen im Felde, die jeder Verfolgung durch die britischen Truppen spotten.

Trotzdem die Briten jede Meile der Kapkolonie schon so oft vom Feinde „gesäubert" haben, sind „die Einfälle energischer und die revolutionären Erhebungen, entschiedener als je zuvor."

Der Feldzug gegen die Burenabteilungen in der Kapkolonie hat während seiner 16monatlichen Dauer keinen anderen Erfolg aufzuweisen, als daß die Buren in Bewegung gehal-

ten wurden. Jeder gelegentliche Sieg, den die siebzehn britischen Kolonnen in der Kapkolonie erzielten, war Glückssache und nicht das Ergebnis taktischer oder stragetischer Tüchtigkeit, Und diese unangenehme Lage wird andauern, bis eine ganz bedeutend größere Truppenmacht dort in Aktion gesetzt werden kann.

London, 29. Mai. — Das brirische Kabinett wurde gestern abend zu einer Sitzung einberufen, welche über eine Stunde währte. Es wird allgemein behauptet, daß in dieser Sitzung die letzten kleinen Differenzen geregelt wurden, welche der Unterzeichnung des Friedensvertrages entgegenstehen. Der Kolonialminister Joseph Chamberlain fühlte sich wieder wohl genug, um dieser Versammlung beizuwohnen, die bereits die „Friedens-Kabinetts-Sitzung" genannt wird.

Pretoria, 29. Mai.—Der britische Oberkommissär Milner reiste von Pretoria nach Johannesburg ab.

Die Burendelegaten verließen ebenfalls die Stadt, um sich nach Vereinigung zu begeben, woselbst die Burenführer zur Konferenz versammelt sind. Die Frage des Beibehaltens der Waffen ist nach Wunsch der Buren entschieden. Diese sagten, daß sie die Gewehre zur Verteidigung ihrer Farmen gegen die Angriffe von Eingeborenen und zum Schutze gegen wilde Tiere notwendig brauchen.

Franz. Westindien.

Fort de France, 29. Mai.— Es ist jetzt möglich, sich dem Krater des Mont Pelee bis auf eine Meile zu nähern. Das Wagestück gelang zuerst einem Zeitungsmanne Namens Kavanagh, der zu der Begleitung des amerikanischen Regierungsgeologen Hill gehört.

Nachdem der Professor Hill vor etlichen Tagen das weitere Vordringen gegen den Mont Pelee aufgegeben hatte und die Rückreise nach Fort de France antrat, wandte sich der in seiner Begleitung befindliche Kavanagh gegen Morne Rouge. Er drang dann in das Thal zwischen Morne Rouge und dem Mont Pelee vor. Er wurde von einer alten Negerin nach der Stätte geleitet, wo sich einst der Palmiste See nahe dem Krater befand. Dort fand er ein 20 Fuß hohes eisernes Kreuz bis auf einen Fuß in der Asche begraben. Er drang noch weiter vor und machte eine Anzahl photographische Aufnahmen und Skizzen. Gegen 6 Uhr abends trat er den Rückweg an. Die Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, dämmerte ihm erst am nächsten Morgen auf, als sich ein neuer gewaltiger Ausbruch ereignete.

Am Mittwoch versuchte er nach St. Pierre vorzudringen, was ihm aber nicht gelang. Er stieß dabei auf eine kleine Ansiedlung, wo er 150 Leichen fand.

Der bekannte Forscher George Kennan sandte heute Morgen von Morne Rouge aus eine Botschaft, ist also in Sicherheit.

Der Kohlengräber-Streik.

Wie die Leser des „Botschafters" aus den Neuigkeitsspalten der vergangenen Woche ersehen konnten, ist der gefürchtete Streik der Kohlengräber im Anthracitgebiet von Pennsylvanien im vollen Gang. Die Arbeiter feiern, und die Minenbesitzer suchen Ersatzleute heranzuziehen, während Hunderte von Kohlengräbern die Minendistrikte verlassen und sich nach anderer Beschäftigung umsehen. Die Minenoperatoren schränken ihre Ausgaben soviel als möglich ein; zahlreiche Angestellte werden entlassen; das Personal der Bahnen, welche den Kohlentransport vermitteln, ist gezwungen, zu feiern, und sollte der Streik längere Zeit anhalten, so müßte notwendigerweise eine Kohlennot eintreten, die allgemein schmerzlich empfunden würde. Dieses geschieht teilweise jetzt schon, da die Preise der Kohlen bereits rapide gestiegen und weitere Steigerungen noch zu erwarten sind. Die Kosten dieses Kohlenstreiks werden somit zum größten Teil auf die Schultern des Publikums abgewälzt und von diesem getragen werden müssen.

Bei der einschneidenden Wirkung eines solchen Streiks liegt der Gedanke nahe, ob er nicht hätte am Ende verhindert werden können, und wem die Schuld beizumessen ist, daß er nicht verhütet worden ist. Die Thatsache, daß die Arbeiter eine Lohnerhöhung und Zeitverkürzung gefordert haben, wird man unmöglich als ein unberechtigtes Verlangen bezeichnen können. Infolge der allgemeinen Preissteigerung für Waren aller Art, wie sie sich beinahe in jedem Lebensbedürfnis, hauptsächlich aber in Bezug auf Fleisch bemerkbar macht, wird die Kaufkraft der Löhne dadurch verringert, und es ist ein geradezu naturgemäßes Verlangen, daß Lohnerhöhungen und Preissteigerungen gleichen Schritt halten. Bei der Hartkohlenindustrie war diese Forderung um so berechtigter, als es eine Thatsache ist, daß die Grubenbesitzer in den letzten Jahren sehr gute Geschäfte gemacht haben. Die Grubenbesitzer scheinen diesen Umstand auch selbst einzusehen, wenigstens übergehen sie in ihrer Rechtfertigung vor dem Publikum die Lohnfrage mit Stillschweigen und legen das Hauptgewicht auf die Union-Frage und erklären dabei, daß die Zeit gekommen sei, sich von der Union gänzlich zu emancipieren.

Wir wollen heute diese Frage nicht näher berühren und zu erörtern suchen, inwieweit die Forderungen der sog. Unionen berechtigt oder nicht berechtigt sind. Wir haben uns darüber früher schon ausgesprochen; doch sei bemerkt, daß es eine nicht zu leugnende Thatsache ist, daß der Kampf der Kohlengräberunionen ein Kampf gegen Unterdrückung und Ausbeutung ist. Es war ein Jahre langes Ringen, bis es der Union gelang, die Abschaffung des Trucksystems durchzusetzen, welches die Arbeiter zwang, ihre Bedürfnisse den Läden der Grubenbesitzer zu entnehmen, wo sie alles, was sie kauften, um mindestens 25 Prozent teurer bezahlen mußten. Schreiber dieses hatte hinreichend Gelegenheit, diese Dinge selbst zu beobachten. Wie lange mußten die Kohlengräber kämpfen, daß ihnen die Löhne wenigstens alle zwei Wochen, anstatt jeden Monat ausbezahlt wurden, damit sie nicht der Auswucherung anheim fielen! Ebenso lange dauerte es, bis die empörende Ungerechtigkeit aufhörte, daß die Kohlengräber für einen Teil der geförderten Kohlen, für Staub- und Kleinkohlen keinen Lohn erhielten. Daß diese und ähnliche Mißstände ganz oder wenigstens zum Teil heute abgeschafft sind, ist wesentlich das Verdienst der Kohlengräber-Union.

Die Arbeiterführer und auch die Kohlengräber selbst sträubten sich lange, bis sie den Streik erklärten. Als die Bergwerkbesitzer die Forderungen der Arbeiter rundweg ablehnten und sich auch weigerten, die Differenzen auf schiedsgerichtlichem Wege begleichen zu lassen, wurde erst eine temporäre Arbeitseinstellung anberaumt, die dann durch die Konvention der Kohlengräber zu einer permanenten erklärt wurde. Auch Senator Hanna, der Präsident der Civic Federation, setzte alle Hebel in Bewegung, um den Streik zu verhüten, allein er fand bei den Kohlenbaronen so wenig Entgegenkommen, daß er schließlich den Dingen ihren Lauf lassen mußte. Mit einer öffentlichen Erklärung, in welcher er die Haltung der Bergwerkbesitzer entschieden verurteilte, zog er sich zurück.

Die Bergwerksbesitzer haben sich noch nicht einmal auf eine Erörterung der Forderungen eingelassen, und Hannas Wunsch, die ganze Angelegenheit solle der schiedsgerichtlichen Entscheidung der Civic Federation überlassen werden, stieß auf so nachdrücklichen Widerspruch, daß es wohl begreiflich ist, wenn die Bergleute glauben, daß die Bergwerksbesitzer selbst den Streik wünschen, und daß sie es auf die völlige Vernichtung der Vereinigung abgesehen haben. Die Grubenbesitzer haben seit dem vorigen Streik die Preise erhöht, allein ihren Arbeitern keinen Anteil an ihrem vergrößerten Profit gewährt, obwohl die gesamte Lebenslage derselben sich inzwischen infolge der Steigerung der Fleischpreise noch bedeutend verschlimmert hat. Die Sympathie des Publikums wird daher wohl auf der Seite der Bergleute stehen, und es ist der allgemeine Wunsch, daß es den erneuten Anstrengungen der Civic Federation schließlich doch noch gelingen möchte, den Streik zu einem baldigen Ende zu bringen.

Vom Streik.

Wilkesbarre, Pa., 2. Juni. — Der Ausstand der Maschinisten, Heizer und Pumpenleute der Hartkohlengruben, welche bei gegenwärtigem Lohn eine Verminderung der Arbeitsstunden von 12 auf 8 verlangen, ist zur Thatsache geworden, Ueber die Zahl der Leute, welche die Arbeit niedergelegt haben, gehen die Angaben auseinander. Die Grubenleute behaupten, daß vollauf 90 Prozent der Leute dem Streikbefehl nachgekommen seien. Die Minengesellschaften bestreiten dies mit aller Entschiedenheit.

Die Grubenaufseher der größeren Gesellschaften erklären, daß laut der bei ihnen einlaufenden Berichte die Pumpen sowohl in den Gruben ihrer eigenen Gesellschaften wie in denjenigen der kleineren Minenbesitzer durchweg in Betrieb gehalten werden. Sie geben zu, daß viele Heizer und auch eine bedeutende Anzahl Maschinisten und Pumpenleute die Arbeit eingestellt hätten, behaupten aber, daß ihnen genug Leute zur Verfügung ständen, um die Streiker zu ersetzen.

Es soll in der ganzen Umgegend außerordentlich ruhig sein, ein Umstand der hoffen läßt, daß sich die Befürchtungen der letzten Tage nicht verwirklichen werden. Beide Parteien erkennen indes an, daß der Kampf nun erst eigentlich beginnt. und daß auf mehr oder weniger Ruhestörung gerechnet werden muß.

Ein hiesiger Gewährsmann will wissen, daß in den 357 Kohlengruben der Hartkohlengegend 1070 Maschinisten, 3200 Heizer und 1425 Pumpenleute beschäftigt sind. Herkömmlichem Gebrauch gemäß hatte jede Lokal-Union ein Komitee angestellt, um Beobachtungen darüber anzustellen, welche Leute sich zur Arbeit meldeten. Diese Namen wurden den Gewerkschaften zugestellt, die nun alles aufbieten werden, um diese Leute ebenfalls zum Streik zu bewegen. Jeder wird einzeln bearbeitet und womöglich zur sofortigen Einstellung der Arbeit überredet werden. In vielen Fällen war es den

Komitees nicht möglich, sich über die Vorgänge in den Gruben zu erkundigen. Die Vorposten der Streiker entwickelten eine große Rührigkeit und hielten jeden an, der sich von seiner Wohnung oder seinem Kosthause nach den Gruben begeben wollte.

Viele wurden auf diese Weise für den Aufstand gewonnen. Andere wurden eingeschüchtert, als sie die Vorposten sahen und kehrten eiligst nach ihren Wohnungen zurück. Die Beamten und Angestellten der großen Minengesellschaften hatten alle Hände voll zu thun, um die zahlreichen Berichte, welche von den Grubenaufsehern in den Kontoren einliefen, entgegen zu nehmen. Auf die an einen dieser Aufseher gerichtete Frage, wie viele Leute die Arbeit niedergelegt hätten, erwiderte dieser: „Wir wünschen weder unsere Schwäche noch unsere Stärke zur Schau zu tragen." Derselbe Aufseher erklärte, die Gesellschaft habe aus sämtlichen Gruben Nachricht erhalten. Nach denselben befänden sich sämtliche Pumpen seiner Gesellschaft in Thätigkeit. Die Heizer hätten der Mehrzahl nach die Arbeit eingestellt. Die Stellen der streikenden Maschinisten und Pumpenleute seien sämtlich mit andern Angestellten und Nichtgewerkschaftlern besetzt worden. Die Lage sei soweit erträglich, es lasse sich aber nicht absehen, was die Streiker thun würden. „Wir hoffen indes, daß die Leute, welche bis jetzt bei uns geblieben sind, sich nicht einschüchtern lassen werden."

Friede zwischen England und den Buren.

London, 2. Juni. — Der Zudrang von Neugierigen, welche mit eigenen Ohren im Sitzungssaale die Erklärungen des ersten Lords des Schatzamtes und Führers der Regierungspartei, A. J. Balfour, hören wollten, steht geradezu beispiellos da.

Herr Balfour erhob sich um 2 Uhr 40 Minuten und teilte die nachstehenden Bedingungen mit, unter denen der Friede in Südafrika abgeschlossen wurde:

Die Burghers legen die Waffen nieder, und liefern die Gewehre, Kanonen und Munition ab, die sie im Besitze oder unter Kontrolle haben.

Alle Kriegsgefangenen werden nach Südafrika zurückgebracht und erleiden weder Verluste an Freiheit noch Eigentum.

Keine Strafverfolgungen werden gegen Gefangene eingeleitet, mit Ausnahme der Fälle in denen Verletzungen gegen das Kriegsrecht vorliegen.

Die holländische (in „holländischer?) Sprache wird in den Schulen auf Wunsch der Eltern gelehrt und bei Gericht benutzt, wo es nötig erscheint.

Der Besitz von Gewehren zum eigenen Schutz ist gestattet.

Die militärische Besatzung wird so bald als möglich zurückgezogen, und an ihre Stelle tritt Selbstverwaltung.

Das Transvaal zahlt keine Kriegskosten.

Die Summe von drei Millionen Pfund Sterling wird zur Wiederherstellung der Burenfarmen angewiesen.

Rebellen können unter den Gesetzen der Kolonie, zu welcher sie gehören, strafrechtlich verfolgt werden. Den Leuten in Reih' und Glied wird das Bürgerrecht auf Lebenszeit entzogen. Todesstrafen sollen nicht verhängt werden.

London, 2. Juni. — Der Wortlaut der Friedensbedingungen ist folgendermaßen:

Seine Excellenz der Lord Milner, namens der britischen Regierung, und Seine Excellenz Herr Steijn, General Bremner, General C. R. Dewet und Richter Hertzog als Vertreter des Oranje - Freistaates, sowie General Schalk Burger, General Reiz, General Louis Botha und General Delarey als Vertreter ihrer Burghers, wünschen die Feindseligkeiten zu beenden und einigen sich auf folgende Bedingungen:

1. Die Burgher - Abteilungen im Felde legen sofort ihre Waffen nieder, übergeben alle ihre Geschütze, Gewehre und Munition, welche sie in ihrem Besitze oder unter ihrer Kontrolle haben, enthalten sich ferneren Widerstandes und erkennen den König Edward als ihren rechtmäßigen Souverän an.

Die Art und Weise der Uebergabe soll zwischen dem Lord Kitchener und dem General-Kommandanten Botha unter Zuratezìehung des Generals Delarey und des Oberkommandanten de Wet vereinbart werden.

2. Alle Burghers, welche sich außerhalb des Transvaals und der Oranje River Kolonie befinden, und alle Kriegsgefangenen, welche von Südafrika entfernt worden und Bürger sind, sollen, sobald sie sich pflichtgemäß als Unterthanen Sr. Majestät erklären, so schnell in die Heimat zurückbefördert werden, wie die Transportmittel es gestatten und die Lebensmittel beschafft werden können.

3. Die so zurückkehrenden Burghers sollen weder an ihrer persönlichen Freiheit noch an ihrem Eigentum Einbuße erleiden.

4. Keinerlei Gerichtsverfahren, weder zivil noch kriminell, soll aus Handlungen, die im Kriege begangen wurden, gegen Burghers hergeleitet werden, die sich ergeben oder zurückgebracht werden.

Nachdem Herr Balfour die Bedingungen soweit vorgelesen hatte, teilte er mit, daß noch einige Punkte vorhanden seien, deren in dem vorliegenden Dokument nicht Erwähnung gethan worden wäre. Dann verlas er eine Depesche Lord Kitcheners. In dieser meldet der Lord, er habe den Burenführern gesagt, daß die Natal- und Kapkolonisten und die britischen Unterthanen, welche an der Rebellion teilgenommen hätten, und sich jetzt unterwerfen, den Gesetzen der Kolonien oder desjenigen Teiles des britischen Reiches gemäß behandelt werden könnten, zu dem sie gehörten.

Für die britischen Unterthanen der Kapkolonie, welche jetzt mit den Waffen in der Hand im Felde stehen, oder sich seit dem 12. April 1901 ergeben haben, oder gefangen genommen wurden, gelten folgende Bedingungen:

Die Leute in Reih und Glied sollen, nachdem sie die Waffen abgegeben haben, vor einem richterlichen Beamten eine Urkunde unterzeichnen, in welcher sie sich des Hochverrats schuldig erklären. Und wenn sie sich keiner Morde oder Verletzungen des Kriegsrechts schuldig gemacht haben, soll ihre Strafe in der lebenslänglichen Entziehung des Wahlrechts bestehen.

Friedensrichter, Feldkornets und alle anderen, welche in amtlichen Stellungen in der Kapkolonie standen, oder welche Burenabteilungen führten, sollen wegen Hochverrats abgeurteilt werden. In keinem Falle darf aber die Todesstrafe verhängt werden.

Die Regierung des Natal ist der Ansicht, daß die Rebellen nach den Gesetzen der Kolonie abgeurteilt werden sollen.

Die Regierung, schloß Herr Balfour, hat diese Bedingungen gutgeheißen.

London, 2. Juni. — Soeben ist ein Parlaments-Dokument betreffs der Korrespondenz, die vor dem Abschlusse der Friedens-Verhandlungen gepflogen wurde, veröffentlicht worden. Aus demselben geht hervor, daß der stellvertretende Präsident des Transvaal, Schalk Burger, am 12. März dem Lord Kitchener die Mitteilung sandte, daß er bereit sei, Friedens-Vorschläge zu machen. Einen Monat später unterbreiteten die Buren - Delegaten ihre Vorschläge. Am 13. April weigerte sich der Kriegs - Sekretär Brodrick, irgend welche auf die Beibehaltung der Unabhängigkeit der Buren-Republiken hinzielende Vorschläge in Erwägung zu ziehen. Darauf erklärten der Präsident Steijn vom Oranje-Freistaat und Schalk Burger, daß die Frage des Aufgebens der Unabhängigkeit den im Felde stehenden Burghers unterbreitet werden müsse. Am 17. Mai teilten Steijn und Schalk Burger dem Lord Kitchener mit, daß die in Vereenigung tagenden Burghers eine Kommission ermächtigt hätten, den Frieden abzuschließen, daß jedoch die Bedingungen von den Delegaten in Vereenigung ratifiziert werden müßten. Am 19. Mai traten Lord Milner, Lord Kitchener und die Buren-Kommissäre zu einer Konferenz zusammen. Die Letzteren erboten sich, die Unabhängigkeit der beiden Republiken zu opfern, soweit die auswärtigen Beziehungen in Frage kommen, einen Teil ihres Gebietes abzutreten und sich mit Selbstregierung unter britischer Aufsicht zu begnügen. Diese Vorschläge wurden sofort zurückgewiesen. Am selben Tage arbeiteten Lord Milner und der General Smuts sowie der Richter Herzog ein Abkommen aus, welches den Delegaten in Vereenigung zur Abstimmung vorgelegt werden sollte. Dieses Abkommen gelangte dann mit geringen Aenderungen zur Annahme, nachdem sich die Buren bis zum letzten Samstag Bedenkzeit erbeten hatten. Der Friedens-Vertrag ist nicht von Steijn unterschrieben, da dieser, wie schon gemeldet, schwer erkrankt ist. An seiner Stelle unterzeichnete der General Dewet zuerst, da er von Steijn zum stellvertretenden Präsidenten ernannt worden war.

Im Haag, 2. Juni. — Die Nachricht von dem Friedensschlusse wurde hier verschieden aufgenommen. Während im allgemeinen die Freude über die Einstellung der Feindseligkeiten zum Ausdruck kommt, macht sich auch wieder die Enttäuschung kund, daß die Buren ihre Unabhängigkeit verlieren. Es hat sich herausgestellt, daß die hier weilenden Burendelegaten von dem Stand der Friedensverhandlungen nichts wußten, da die britische Regierung noch im letzten Moment sich geweigert hat, die Buren in Südafrika mit den Delegaten in Europa in Verbindung treten zu lassen.

Eine Anzahl Burenführer verließen heute Pretoria, um die Kommandos hierher zu bringen. Man erwartet, daß dies etwa zwei Wochen in Anspruch nehmen wird.

Kohlenmangel.

New York, 29. Mai. — Nach Angaben der Kleinhändler fängt der Mangel an Hartkohlen hier an, fühlbar zu werden. In vielen Kohlengeschäften sind hier die Vorräte bereits erschöpft. Außer in den Schuppen der Eisenbahngesellschaften, wo Kohlen massenweise aufgestapelt liegen, herrscht in der ganzen Stadt Kohlenmangel, der von Tag zu Tag empfindlicher wird.

Die Rohrpost.

Washington, 29. Mai.—Der Generalpostmeister Payne hat soeben Angebote zur Herstellung des Rohrpostsystems in Boston, New York, Brooklyn, Philadelphia, Washington, Chicago und St. Louis eingefordert, welche am 12. Juli geöffnet werden sollen. Die Angebote sollen sich entweder auf die ganze Einrichtung in diesen Städten oder gewisse Teile derselben erstrecken. Die Gesamtkosten zur Einführung des Systems in den genannten Städten dürfen die vom Kongreß bestimmte Summe von $800,000 nicht übersteigen. Jede Stadt ist außerdem für ihre Erhaltungskosten auf 4 Proz. der jährl. Gesamteinnahme des neuen Dienstes angewiesen. Für Chicago sind die Bauunternehmer angewiesen, in ihren Angeboten zwei Centralstellen, das temporäre und das neue Postgebäude zu berücksichtigen.

In Chicago wird sich das System vom neuen Bundesgebäude nach dem Rock Island-, Union-, Northwestern und Illinois Central-Bahnhof, verzweigen. In St. Louis wird die Rohrpost das Postgebäude mit der „Terminal"-Station, dem Relay-Bahnhof, mit East St. Louis und dem Postamt-„Annex" verbinden. In New York wird eine östliche Verbindung zwischen der Post und der Station H, nahe dem Grand Central-Bahnhof, eine westliche Verbindung zwischen denselben Punkten und eine Verbindung sämtlicher Post-Stationen bis 125. Straße nördlich hergestellt werden. In Philadelphia wird der frühere Dienst zwischen Post- und Börsengebäude wieder eingeführt werden, außerdem werden die Readinger Endstationen und der Bahnhof an Broadstraße mit dem Postgebäude verbunden werden, und es mag auch eine Erweiterung des Systems bis nach Station A vorgenommen werden. Nebstdem werden die Stationen S. O. J. C. P. und D. mit dem Posthauptgebäude verbunden. Das Brooklyner-System wird sich vom Postgebäude in südöstlicher Richtung nach der Station B. erstrecken. In Boston wird ein Rohr nach dem Union-Bahnhof, und ein anderes nach der südlichen Endstation geleitet werden. In Washington soll vom General-Postamt die Verbindung mit den Postämtern im Kapitol hergestellt werden.

Die Kanalverträge.

Der Präsident hat dieser Tage dem Senat die Verträge mit Nicaragua und Costa Rica in Bezug auf den Isthmus-Kanal übersandt. Der Vertrag mit Columbia betreffs der Panama-Linie ist schon früher dem Senat übermittelt worden. Keiner der Verträge ist unterzeichnet; denn das würde ein Uebereinkommen zwischen den Nationen voraussetzen, welches für die Regierungen in gewissem Maße bindend wäre, während der Kongreß vorerst über die Art und Weise der Kanallegislation zu entscheiden hat. Sollte der Kongreß für die eine oder andere Linie sich entscheiden, so würde der die gewählte Linie betreffende Vertrag von beiden interessierten Staaten unterzeichnet werden. Falls der Kongreß aber nur eine allgemeine Kanalbill passieren und die Wahl zwischen beiden dem Präsidenten überlassen sollte, so hat dieser natürlich zu entscheiden, welcher von den Verträgen sanktioniert werden soll.

Die beiden Verträge sehen sich im Ganzen sehr ähnlich. Jeder verlangt eine Baarzahlung von sieben Millionen Dollars. Für die Nicaragua-Linie werden außerdem $30,000 per Jahr verlangt. Der Panama-Vertrag verlangt eine Abschätzung durch ein von beiden Staaten gewähltes Comitee, um eine Jahrespacht für 14 Jahre festzusetzen. Im Falle von Panama würde der Vertrag die ganzen Kosten decken, im Falle von Nicaragua und Costa Rica ist noch eine Entscheidung für Landeigentümer, deren Besitz überschwemt wird, vorausgesehen.

Gesetzlich und politisch sind die beiden Verträge identisch. Beide geben eine fortdauernde Pacht mit ausschließlicher Kontrolle der Ver. Staaten, welche die Häfen und Hafenstädte an beiden Enden des Kanals in sich schließt. Im Falle von Panama ist der französischen Gesellschaft volle Autorität gegeben, alle Gerechtsame an die Ver. Staaten zu verkaufen. Alle Rechte von Columbia sind übertragen, so daß dem Abschluß keinerlei Schwierigkeiten gegenüber stehen. An dem Congreß liegt es nun zu handeln, und da beide Routen ihre Befürworter und Gegner haben, so ist noch gar nicht vorauszusehen, welcher Linie schließlich der Vorzug gegeben wird. Uebrigens möchte es vielleicht ebenso gut sein, wenn der Kongreß sich nur mit dem legislativen und politischen Teil der Verträge beschäftigen und die Wahl ruhig dem Präsidenten überlassen würde, indem nicht wohl daran zu zweifeln ist, daß er die richtige Wahl treffen würde.

Fürchterlicher Lynchmord.

Longview, Tex., 23. Mai. — Der Farbige Dudley Morgan, welcher die Gattin eines Bahn-Angestellten Namens McKee, in Lansing, Tex., vergewaltigt und auch noch beraubt hatte, wurde lebendig verbrannt.

Sobald man hörte, daß der Neger festgenommen wurde und nach Lansing gebracht werden sollte, um von der mißhandelten Frau identifiziert zu werden, bemächtigte sich der Bevölkerung ungeheure Aufregung. In überraschend kurzer Zeit hatte sich am Bahngeleise eine riesige Menschenmenge angesammelt, welche Vorbereitungen traf, den Farbigen am Pfahle zu verbrennen. Als der Zug mit dem Neger und seinen Häschern in Marshall eintraf wurde er von einer gewaltigen Menge empfangen und wer nur einen Platz erhalten konnte, setzte die Fahrt auf dem Zug mit fort. In Hallville gesellten sich weitere hinzu, und als der Zug in Lansing eintraf, war er bis zum Erdrücken gefüllt. In Lansing wartete eine weitere große Menge, verstärkt durch Leute aus Longview und anderen Orten.

Den Beamten kam die Sache nicht geheuer vor, und sie blieben daher mit ihrem Gefangenen im Zug. Als die Menge dieses Manöver bemerkte und wahrnahm, daß der Lokomotivführer weiter fahren wollte, wurden ihm etliche Gewehrläufe ins Gesicht geschoben und ihm mitgeteilt, daß sein und der anderen Zugbeamten Leben verwirkt sei, wenn der Zug weiter fahre. Der Neger wurde dann aus dem Wagen gezerrt und von Frau McKee und anderen Negern als der Thäter identifiziert. Er wurde von etwa 200 bis an die Zähne bewaffneten Männern nach dem „Richtplatz" geführt. Während er an den eisernen Pfahl gekettet wurde, machte er ein Geständnis und nannte einen anderen Neger, Namens Frank Heard, als Mitthäter, da derselbe einen Teil des Geldes erhalten sollte, welches gestohlen werden sollte.

Morgan wurde derart an den Pfahl gefesselt, daß seine Arme und Beine die Bewegungsfreiheit hatten. Bereits hatte die Menge ein Feuer angezündet, in welchem sie spitze Hölzer entzündet, mit denen sie dann dem Gefesselten die Augen ausbrannte! Andere brennende Scheite hielten sie ihm an den Hals und brannten seine Kleider vom Leibe. Nicht zufrieden damit, brachten sie ihm an anderen Körperstellen schreckliche Brandwunden bei. Der also Gemarterte stieß ein wahrhaft grausiges Gebrüll aus und krümmte sich in schrecklicher Weise. Während der dem Tode Geweihte um ein schnelles Ende flehte, forderte die Menge, daß er langsam zu Tode gemartert werde.

Südafrika.

Middleburg, Transvaal, 28. Mai. — Am 27. Mai stieß der Major Collett mit einer Abteilung Reiterei auf der Repon Straße auf eine Abteilung Buren und es folgte ein Kampf, der längere Zeit dauerte. Die Buren zogen sich schließlich zurück und ließen den Feldkornet Malon tödlich verletzt auf dem Kampfplatze. Am selben Abend kam es zwischen dieser Abteilung Buren und der Besatzung eines britischen Panzerzuges zu einem Kampfe, über dessen Ausgang aber noch keine Nachricht eingetroffen ist.

Das ist der Schwachheit Art und Weise
So lang die Brust den Busen schwellt,
Erklingt ihr Wort zu lautem Preise
Der freundenreichen Gotteswelt;

Doch hat sie kaum ein Schmerz geschlagen,
Bedrückt sie kaum des Lebens Qual,
Dann hörst du sie die Welt verklagen
Als thränenreiches Jammerthal. —

Was je mich trifft auf meinen Wegen,
Laß, Gott, mich's tragen mit Geduld.
Nie auf des Schicksals Nacken legen
Laß feige mich die eigne Schuld!

Rittershaus.

Unsere Zeitschriften.

Mennonitische Rundschau.

Ein vierspaltiges, sechszehn seitiges Journal, bringt Neuigkeiten aus allen mennonitischen Kreisen der Welt. Es enthält auch Neuigkeiten von allgemeinem Interesse, als wertvolle Artikel über Landwirtschaft, Schule und Erziehung, Geschichte, Wissenschaft und Religion, und ist also ein Blatt für junge sowohl als alte Leute. Wird wöchentlich herausgegeben.

Der Abonnementspreis ist $1.00 pro Jahr im voraus bezahlt. Probeexemplare werden frei verschickt.

Herold of Truth.

Ein englisches, religiöses, halbmonatliches Blatt, 16 seitig, wird herausgegeben im Interesse der Mennonitengemeinschaft, zur Auslegung des Wortes Gottes und zur Förderung praktischer Frömmigkeit unter allen Klassen von Menschen.

Abonnementspreis, $1.00 pro Jahr im voraus bezahlt. Probeexemplare frei.

Der Christliche Jugendfreund.

Ein hübsches, vierseitiges, illustriertes Blättchen, Größe der Seiten 11x15 Zoll. Ist geeignet für Sonntagsschule und Familie, wird wöchentlich herausgegeben, wodurch Sonntagsschulen befähigt werden, das Blatt sonntäglich unter den Schülern zu verteilen.

Der Abonnementspreis für einzelne Ex. 50 Cents pro Jahr. Ueber 10 und weniger als 50 Ex. pro Jahr, 36 Cts. pro Ex. Ueber 50 Ex. auf ein Jahr, 30 Cts. pro Exemplar.

Dieses Blatt kann auf kürzere Zeit bestellt werden, wenn es gewünscht wird, mit Preisen nach Verhältnis. Probeexemplare frei.

Words of Cheer.

Ein englisches, vierseitiges, illustriertes Blättchen, geeignet für Sonntagschule und Familie. Dieses Blatt ist für die englische Sonntagschule oder die englische Familie was der „Jugendfreund" im deutschen ist. Erscheint wöchentlich.

Abonnementspreis für einzelne Exemplare 50 Cts. pro Jahr. In größern Quantitäten die nämlichen Preise, die oben für „Jugendfreund" angegeben sind.

Young People's Paper.

Ein englisches, 20seitiges, illustriertes Blatt, wird monatlich herausgegeben im Interesse der jungen Leute. Es ist unparteiisch, also für alle Klassen von jungen Leuten geeignet. Der Inhalt erscheint unter folgenden Abteilungen:

Educational and Literary; Fireside; Sunday Reading; Good Health; Missionary; Story and Rhyme; Current History; Naturalist's Nook; Miscellaneous and Editorials.

Preis, 75 Cts. pro Jahr. Probeexemplare frei. Man adressiere:

Young People's Paper. Elkhart, Ind.

Sonntagsschul-Lektionshefte.

Die Internationalen Lektionen enthaltend, werden in englischer sowie in deutscher Sprache herausgegeben, so arrangiert, daß Lehrer und Schüler sie gebrauchen können. Das größte und beste vierteljährliche Heft für Klassengebrauch. Für irgend eine Sonntagschule geeignet. Alle, die diese Hefte versucht haben, sind sich darin einig, daß es die besten für den Preis sind.

Preise: Ein Ex. 1 Jahr, 20 Cts.; 5 oder mehr Ex., 1 Jahr, 10 Cts.; 5 oder mehr Ex. 3 Monate, pro Ex. 3 Cts.. Probeexemplare frei.

Der

Tempelhauptmann

eine ganz besonders

spannende und belehrende Geschichte,

welche mit der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. endigte.

376 Seiten stark, prachtvoll gebunden,

wird zum Preise von **$1.00** portofrei an irgend eine Adresse in Amerika und Canada verschickt.

Bestellungen aus Rußland wolle man gefälligst 18 Kopeken zum Versichern der Postversendung beifügen. Alle Bestellungen adressiere man:

MENNONITE PUBLISHING CO., ELKHART, IND.

Montag, den 2. Juni, früh morgens, erreichte uns die Nachricht von der endgiltigen Friedensschließung in Südafrika. Die ersten Berichte wollen wir vorsichtig aufnehmen, damit wir später nicht soviel widerrufen brauchen. Wir bringen unter „Zeitereignissen" davon, soviel wir erwischen konnten.